This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Sorgen in Ungarn

von

Adam Müller-Guttenbrunn

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Deutsche Sorgen in Ungarn

Deutsche Sorgen in Ungarn

Studien und Bekenntnisse

Von

Adam Müller-Guttenbrunn

Verlegt bei Ed. Strache, Wien-Warnsdorf-Leipzig
1918

40

DB906
M8

Copyright 1918 by Ed. Strache, Warnsdorf
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes vorbehalten.

Gedruckt bei Ed. Strache, Warnsdorf.

Vorbemerkung.

Es wird jetzt viel über Ungarn geredet. Aber meine Freunde, literarische und politische Freunde, vermissen in diesem Chorus junger Stimmen einen deutschen Brummbaß, der die Sorgen zum Ausdruck brächte, die in Ungarn für uns schlummern. Und sie muteten mir zu, ein Buch ad hoc über Ungarn zu schreiben, ein Wort zur heutigen Lage zu sagen. Das lehnte ich ab; wem meine Romane „Götzendämmerung", „Die Glocken der Heimat", Der große Schwabenzug" nicht genügten, dem hätte ich nichts zu sagen.

Doch da kam einer und brachte mir all die Aufsätze, die ich im Laufe vieler Jahre über meine Banater Heimat und über Ungarn im allgemeinen geschrieben habe; die wenigstens sollte ich jetzt sammeln. „Mensch, das sind drei Bände!" sagte ich. „Und es sind ja eigentlich nur die Studien und Skizzen für meine Romane." „Eben darum!" erwiderte er. „Es sind Studien und Bekenntnisse." Und da er nicht mehr von seinem Plane ließ, traf ich aus seiner Sammlung eine kleine Auslese für dieses Buch. Es wird an Wiederholungen wichtiger Dinge nicht fehlen, aber die möge man hinnehmen, denn diese Aufsätze zu einem geschlossenen Buche umzugießen, brachte ich nicht über mich. In jedem einzelnen Stück grollt der vermißte Brummbaß, da leise, dort laut und zuletzt, in dem bisher unveröffentlichten „Unhöflichen Briefwechsel" mit dem Bürgermeister von Temeschwar, ringt er sich mit voller Wucht durch. Hoffentlich stört er den Chorus der neuen Entdecker Ungarns nicht allzusehr.

Im Frühling 1918.

A. M.-G.

Ungarn.

Mehr als von jedem anderen europäiſchen Lande wird von Ungarn geredet. Es iſt die Heimat der Temperamente, des politiſchen Vulkanismus. Immer iſt etwas los, man hat dort ſtets eine „Lage“, die zu klären, einen Knoten, der zu entwirren iſt. Europa findet das intereſſant, und ſo mancher Reiſeſchriftſteller hat dem Rätſel nachgeſpürt und Ungarn geſchildert. Aber man iſt in den offiziellen Kreiſen des Landes mit dieſen Schilderungen höchſt unzufrieden, Ungarn will kein intereſſantes Land ſein, es will als gleichberechtigter Kulturſtaat aufgefaßt und dargeſtellt erſcheinen. Die zweifelhafte Ehre, ſeit Jahrzehnten ein Tummelplatz für Globetrotter à la Tiſſot zu ſein, die ihre Phantaſie in Ungarn ſpazieren führen, lehnt man dort ab. Man nimmt auch in Ungarn das Recht in Anſpruch, mit heimatlichen Augen geſehen, von heimatlichen Federn geſchildert zu werden. Und das verfloſſene Miniſterium der Koalition war es, das eine Aktion großen Stils nach dieſer Richtung in Angriff nahm; es mietete einmal eine ganze Nummer der „Leipziger Illuſtrierten Zeitung“ für ſeine aufklärende Propaganda und bereitete überdies ein ſogenanntes Prachtwerk in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache vor, das an die Adreſſe Europas gerichtet werden ſollte.

Dieſes Werk iſt vor einigen Jahren erſchienen: „Ungarn. Im Auftrage des königlich ungariſchen Handelsminiſters herausgegeben von der Direktion der königlich ungariſchen Staatsbahnen“, lautet ſein Titel, es werden zwölf namhafte Autoren des Landes als Mitarbeiter und ein beſonderer Redakteur genannt, der zugleich Inſpektor der Staatsbahnen iſt. Hinter dem Unternehmen aber ſtand ungenannt Franz Koſſuth, denn er war

der Handelsminiſter, als dieſes Werk geplant und bearbeitet wurde.

Es iſt wichtig, auf ſolche Art die Herkunft und die Beſtimmung dieſes Werkes feſtzuſtellen, denn es will aufklären, will falſche Anſchauungen berichtigen und die moderne Welt einladen, Ungarn zu beſuchen, ſeine landſchaftlichen Schönheiten und ſeine vielgeſtaltigen Kulturverhältniſſe kennen zu lernen. Dieſem Zwecke dürfte das Prachtbuch gute Dienſte leiſten, denn es lockt und reizt in Wort und Bild die Schauluſt des Leſers und bietet ihm eine Art Geſamtbild aller Länder der ungariſchen Krone. Die Abſichten des Werkes, dem Fremdenverkehr zu dienen, kommen in ſeiner inneren Gliederung klar zum Ausdruck, denn dieſe iſt einfach auf die Linien der ungariſchen Staatsbahnen aufgebaut, und Budapeſt iſt als der Ausgangspunkt aller dieſer Linien, als das Herz des Landes behandelt.

Dieſe landſchaftlich ſo ſchöne Stadt, deren Wachstum nur mit amerikaniſchem Maßſtab gemeſſen werden kann, iſt das Schoßkind der Regierung und das Idol des ganzen Landes. Alle Kräfte ſtreben dahin, es gibt keine Adelsgruppen, die ſich ihr entziehen, und keine provinziellen Eiferſüchteleien gegen dieſe Hauptſtadt, die erſt ſeit dem Jahre 1848 dieſen offiziellen Titel führt, denn bis dahin galt Preßburg, die alte Krönungsſtadt Ungarns und der Sitz des Landtages, auch als deſſen Hauptſtadt. Im Jahre 1808 bildete ſich in der beſcheidenen ungariſchen Landſtadt Peſt das erſte Verſchönerungskomitee, und langſam ſtieg ihre Bedeutung. Graf Szechenyi erkannte dieſelbe früh und legte den Grundſtein zu ihrer Kultur. Aber niemand konnte vorausſehen, daß ſie zu ſolcher Blüte gelangen, daß ſie ſich einſt mit Ofen und Altofen vereinigen würde zu dem heutigen ſtolzen Budapeſt. Die zentrale Lage, die unbeſchränkte Aus-

dehnungsfähigkeit nach der Ebene hin und der Glanz, der alsbald von der Ofener Königsburg ausging, wirkten zusammen, dieses Ergebnis herbeizuführen. Im Jahre 1873, als die Einigung der drei Städte vollzogen war, zählte Budapest 302000 Einwohner, und jetzt hat es die Zahl von 800000 längst überschritten, es geht auf die erste Million los.

Aber diese Stadt, deren bildhaft schöne Lage sich namentlich dem, der abends mit dem Wiener Dampfschiff dort ankommt, unvergeßlich einprägt, hat keinen Fremdenverkehr. Besucher aus Ungarn selbst in Hülle und Fülle, doch kaum 60000 Ausländer im Jahr, keine Europäer. Das ist ein großer Schmerz. Und man fragt sich mit Recht in Ungarn, warum diese Erscheinung sich nicht ändern will, ja warum sie sich immer mehr fühlbar macht. Daß die fortgesetzte Alarmierung der öffentlichen Meinung eines Landes dem Fremdenverkehr nicht zuträglich sein mag, ist nicht von der Hand zu weisen. Aber der alleinige Grund für die geringe Lust der Ausländer, Ungarn zu bereisen, dürfte das doch wohl nicht sein. Es scheint, daß die Scheu, in ein Land ohne Komfort, ohne gute Hotels und all die sonstigen Bequemlichkeiten des internationalen Verkehrslebens zu geraten, den größeren Anteil an dieser Scheu Europas hat. Dagegen anzukämpfen und die Kulturvölker über den wahren Zustand des Landes nach dieser Richtung aufzuklären, mag also wohl notwendig gewesen sein. Aber das hat die ministerielle Schrift verschmäht, sie rollte nur das außerordentlich reich gegliederte Verkehrsnetz Ungarns vor dem Fremden auf und zeigte ihm im Fluge die Städtebilder und Volkstypen, denen er auf allen Routen begegnen kann, wenn er will.

Wer dieses Prachtwerk als Grundlage für Ausflüge nach Ungarn benützen wollte, der müßte sich vor allem die neueste Auflage des Meyerschen Reiseführers durch Öster-

reich-Ungarn verschaffen, denn dieser behandelt Ungarn am ausführlichsten und zuverlässigsten nach der intimeren Seite. Da fände er schon etwas mehr von dem, was in dem Buche des Handelsministeriums fehlt.

Seltsamerweise wird auch in diesem Werke, das sich in den Dienst eines volkswirtschaftlich bedeutsamen Zweckes gestellt hat, unentwegt politisiert. Das ungarische Tiefland und seine Bewohner werden begeistert geschildert, die Hohe Tatra wird als ideales Wintersportgebiet gepriesen, von Siebenbürgen bis Fiume, von Preßburg bis zum Kasanpaß durchfliegen wir das Land und freuen uns seiner vielgestaltigen, mannigfaltigen landschaftlichen Schönheit, seiner bunten Völkerschaften, die ein Auszug aller europäischen Nationen sind, aber jeder einzelne Autor glaubt, uns auch vom ungarischen Staatsrecht und von den „Gravamina" gegen das Haus Habsburg unterhalten zu müssen, von den absolutistischen und den streng verfassungsmäßigen Zeiten und so weiter. Das Politisieren ist nämlich die ungarische Nationalkrankheit. Durch diese Aufdringlichkeit aber werden Auge und Ohr des Lesers geschärft, und er entdeckt nach und nach allerlei Widersprüche, absichtliche Unterlassungen und Schönfärbereien. Darauf an dieser Stelle näher einzugehen, verbietet der gute Geschmack.

Wenn man in Bruck über die Leithabrücke schreitet, findet man die eine Hälfte derselben schwarz-gelb, die andere rot-weiß-grün gestrichen. Wenn man bei Marchegg über die Grenze fährt, wechseln die Bahnschaffner die Sprache. Jede Schokoladenfirma, die hüben als deutsch gilt, trägt drüben ein anderes Kostüm, der Wiener Kaufmann Julius Meinl kündigt drüben seinen Kaffee schon als Meinl Gyula an. Jeder Automat, der hüben Kölnisches Wasser neben den verschiedenen Erfrischungsbonbons führt, hat

jenseits der Grenze an Stelle dieses Parfüms bereits ungarische Bartwichse zu vergeben. Alles hat andere, unverständliche Namen. So schroff ist der Übergang. Er dürfte dem Fremden, der angelockt werden soll, allzuschroff erscheinen. Die Staatlichkeit Ungarns in Ehren! Aber man kann gerechterweise weder von Deutschen, noch von Franzosen oder Engländern fordern, daß sie sich mit der schweren und fremdartigen madjarischen Sprache beschäftigen. Man sollte den Gästen, die man einlädt, die Sache vielleicht doch ein bißchen erleichtern. Zugeständnisse an den Verkehr sind noch lange keine Preisgabe von Rechten und Besitztümern. Aber es scheint, daß dies das Schwerste ist bei den Madjaren. Da gibt ein ungarisches Ministerium ein Prachtwerk in deutscher Sprache heraus und hat offenbar die allerbesten Absichten damit. Und wir sind dankbar für diese Gabe, denn sie bereichert uns um so manche Erkenntnis. Aber nun denke man sich, daß in diesem für Deutsche berechneten Werke — um nur ein Beispiel zu nennen — das Wort Siebenbürgen vermieden wird. „In Erdely", „die Erdelyer Karpathen", „die Erdelyer Sachsen" liest man da. Was heißt das? Erst wenn man liest: „Die Szepeser und die Erdelyer Sachsen", kann man sich beiläufig kombinieren, daß damit wohl die Zipser und die Siebenbürger Sachsen gemeint sein mögen. Auch ist nur von der Magas Tatra die Rede, nur vom Balaton. Es ist nicht klug, an die Deutschen zu appellieren und ihnen gleichzeitig weltbekannte deutsche Begriffe wie die Hohe Tatra, den Plattensee und Siebenbürgen als Rätsel aufzugeben.

Aber das mögen die Bearbeiter und Herausgeber des Werkes unter sich ausmachen. Einzelne Mitarbeiter haben wohl gefühlt, daß sie den Zweck des Buches verfehlen durch solche Einseitigkeit, und sie machten namentlich bei Städte-

namen kleine Zugeſtändniſſe, nennen in der Klammer auch die alten deutſchen Namen.

Im großen und ganzen wird dieſes Werk viel Aufklärung über Ungarn verbreiten, gewollte und ungewollte. Daß es neben dem blendenden Budapeſt ſo viele ſchöne Städtebilder im Lande gibt, ſo viele künſtleriſch ſehenswerte Dome, Schlöſſer, Rathäuſer und Stifte, Bildwerke und Denkzeichen der Vergangenheit, das wiſſen nicht viele. Auf den Städtebildern von Hermannſtadt, Kronſtadt, Schäßburg und Mediaſch liegt der Abglanz des deutſchen Mittelalters. Im weſtlichen Ungarn ſpürt man weit hinein die Wirkungen der großen Wiener Barockzeit. In Preßburg, Raab und Ödenburg, in Erlan und Kaſchau, Steinamanger und Stuhlweißenburg ſowie auf den Edelſitzen der Eſterhazy und andrer Magnaten meint man überall die Hände der Fiſcher von Erlach, Martinelli und Hildebrandt zu fühlen. Das alte Temeſchwar hat einen thereſianiſchen Baucharakter, in Kalocſa ſind die Altarbilder von Kupelwieſer. An der gewaltigen Entwicklung von Budapeſt aber, wo ſo viele madjariſche Bildhauer und Maler von Ruf erſtanden ſind (Huſzar, Zala, Rona, Fadrusz und mehrere andre), haben vornehmlich Architekten der Wiener Schule ihren Anteil. Man findet neben den einheimiſchen Partos, Alpar und zwei oder drei andern bei allen öffentlichen Bauten in dieſem Buche genannt: Stüler, Ybl, Korb, Giergl, Hild, Schickedanz, Herzog, Albr. Fellner, Hausmann, Quittner, Petz, Ulrich, Lechner, Feßl, Schulek, Steindl. Dieſe deutſchen Baukünſtler haben das Stadtbild von Budapeſt geſchaffen, und der Engländer Clark hat die berühmte Kettenbrücke gebaut. Das iſt ſehr intereſſant. Und nicht in bösartigem Sinne. Es iſt eben ein Merkmal der jungen Kultur des Landes, die noch nicht auf eigenen Füßen ſteht. Eine ſolche Epoche hatte einſt auch

Wien, nur liegt die Zeit, da dort noch welsche Baukünstler, welsche Schauspieler und Sänger herrschten, mehr als zweihundert Jahre zurück. Das tausendjährige Ungarn hat eben eine ganz junge Hauptstadt.

Der gelehrte Verfasser der Einleitung dieses Werkes, der sich als Geologe, Ethnograph und Historiker gleich sicher fühlt, entrollt eine überaus interessante Völkerkarte des Landes vor dem fremden Leser. Er stellt fest, daß die Volkszählung von 1900 eine Gesamtbevölkerung von 19259559 Seelen ergab. Darunter, sagt er, befanden sich 3 Millionen Rumänen, 2 Millionen Deutsche, 2 Millionen Slowaken, 1700000 Kroaten, 1 Million Serben, 400000 Ruthenen, 300000 Zigeuner, 70000 Wenden. Die Bulgaren, Polen, Armenier, Albanesen, Italiener und Franzosen, die es auch noch geben mag, darf man zusammen wohl auch auf 500000 Seelen veranschlagen. Das macht 11 Millionen „Andersprachige". Die ehemals deutschen Juden, von denen der Verfasser sagt, daß sie sich größtenteils assimiliert haben, zählen knapp 1 Million.

Diese Offenheit eines ungarischen Ministeriums in der Nationalitätenfrage wird sicherlich den allerbesten Eindruck machen im Auslande. Man hat es also mit rund 7 Millionen Madjaren zu tun und muß Achtung haben vor der staatsbildenden Fähigkeit dieses verhältnismäßig kleinen und nicht sehr fruchtbaren Volkes, das sich seit tausend Jahren auf einem so weiten Gebiete behauptet und immer die Kraft besaß, andere Stämme in sich einzuschmelzen.

Ja, man soll Ungarn bereisen, die Westeuropäer sollen kommen und diesen Völkerstaat studieren, er ist eines der interessantesten sozialen Gebilde, die man heute in der Welt findet. Und alles ist auch hier in der Umbildung begriffen, alles strebt nach neuen Lebensformen, der sachkundige

Schilderer des ungariſchen Tieflandes behauptet, daß jeder Cſikos ſich bereits ändere.

Ungarn beim Reiſepublikum allmählich in die Mode zu bringen dürfte nicht allzu ſchwer ſein, man müßte nur in die künſtlich geſchaffene chineſiſche Mauer, die es von Europa trennt, ein bißchen Breſche legen.

Ungariſche Wahlen.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cymbals ſpringen
Über die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder.

So ſingt Lenau in der Erinnerung an ſeine in Ungarn verlebte Jugend in jenem koſtbaren Gedicht, das er gelegentlich als eine „Satire auf die Konſervativen“ bezeichnete. Er ſchildert in glutvoller, hinreißender Weiſe, wie in Ungarn ſelbſt die Greiſe tanzen, wenn ſie die uralten Klänge der „Werbung“ und anderer „nie vergeſſener Ahnengeſänge“ hören. Und kommen ſie einmal in ihren nationalen Begeiſterungsrauſch, dann tanzen ſie fort, auch wenn die Muſikanten ſich, einer nach dem anderen, längſt verlaufen haben. Sie hören die Geigen in ihrem Innern ſingen und klingen und ſie tanzen, wenn ſie einmal im Zuge ſind, auch ohne Muſik, bis die Sonne ihnen ins Geſicht lacht und der Wirt ihnen einen guten Morgen wünſcht.

Der Sinn des Gedichtes geht dahin, daß die Anhänger des Alten, in Luſtbarkeit und Übermut verſunken, den Anbruch des neuen Tages verpaßt haben und daß ſie aus ihrer Hypnoſe endlich geweckt werden müſſen, da doch ſchon längſt die Sonne ſcheint.

Nicht jeder Wahlgang in Ungarn hat denſelben Sinn, aber diesmal kann man ihn wohl hineinlegen. Der Rauſch der ungariſchen Obſtruktion iſt ein ſolcher geweſen, wie Lenau ihn ſchildert, ſie tanzte nach uralten Klängen, nach nie vergeſſenen Ahnengeſängen weiter und weiter, bis Graf Tisza ihr einen kräftigen guten Morgen zurief und ſie heimſchickte, heim zu ihren Wählern.

Und nun geht der Tanz erſt recht los im ganzen Lande, denn es ſind nicht nur neue Wahlen, es iſt auch Karneval. Hei! wie die Geigen jetzt überall ſingen und klingen, wie die Kokarden blinken und die bunten Federn auf den Hüten wallen. Ein uralt heiliger Brauch. Man trägt in Ungarn die Farben ſeines Kandidaten, wie einſt bei den Turnieren die Ritter in den Farben ihrer Damen erſchienen. Die Fahnen flattern im Winde, die Wahlmacher führen ihre Scharen zum Kampfe und es brauſen die Eljenrufe durch die Lüfte, als gälte es, die Mauern und Türme von Jericho zum Einſturz zu bringen.

Lärm zu machen iſt das oberſte Gebot für den ungariſchen Korteſch, recht viel Lärm. Der Name ſeines Kandidaten wird in allen Gaſſen unabläſſig ausgerufen, Tag für Tag, Woche um Woche. In allen Gaſthäuſern, auf dem Tanzboden, vor der Kirche, vor der Schule, überall, wo Menſchen zuſammenkommen, wird unabläſſig „Eljen Paphazy!“ oder wie der Kandidat ſonſt heißen mag, geſchrien, bis in die Kinderſtube wird die Wahlagitation getragen, und man hört ſchließlich nichts mehr als dieſen Ruf, der bei Tag und bei Nacht erklingt, denn in den Wirtshäuſern fließt der Wein in Strömen. Aber oft kommt, wenn ſich auf ſolche Art die Parteigänger eines Kandidaten heiſer geſchrien haben, dann mit voller Wucht die Gegenpartei. Sie hat mehr Fahnenträger, ſie hat ſchönere Kokarden, größere Federn auf den Hüten, ihre Korteſche tragen klingende Sporen an den Stiefeln und es wird nicht nur der Wein, es wird auch das Bier freigegeben, und eſſen mag jeder, was er will, auf Koſten des Kandidaten. Da brauſt denn der Gegenruf immer mächtiger durch die Lüfte und die ganze Bevölkerung wird in den Strudel fortgeriſſen. Man ſagt ſich nicht mehr „Guten Tag“, wenn man ſich begrüßt,

sondern man ruft „Eljen Paphazy!“ und man antwortet „Eljen Tisza!“, oder wie der Mann unserer Wahl eben heißt.

Alles schreit, tobt und zappelt, und die Nichtwähler, die in der zwanzigfachen Überzahl sind, machen den meisten Lärm. Sie trinken auch den meisten Wein. Sie lassen sich mit Kokarden und Federn schmücken und spielen voll Eifer mit, um die Gegner zu täuschen und zu blenden, und gar oft wird gerade der Kandidat, der die Mehrheit auf den Gassen und in den Wirtshäusern gehabt hat, im Wahllokal am gründlichsten geschlagen.

Das ist die große Selbsttäuschung mit den ungarischen Wahlen. Ganze Dörfer und Städte geraten in Aufruhr, das ganze Land ist auf den Beinen, denn es wurde „an die Nation appelliert“, sie soll entscheiden, sie soll richten. Und bei der Abstimmung entscheiden dann gewöhnlich ein paar hundert Stimmen. Rund neunzehn Millionen Einwohner hat Ungarn heute auf Grund der letzten Volkszählung, und nur 970841 Bürger des Landes besitzen das Wahlrecht. Aber das tut nichts, an dem Wahlwein trinken Millionen mit.

Aus meiner Jugendzeit haften die verschiedensten Wahlbilder in meinem Gedächtnis, heitere und ernste, und eine meiner allerersten Erinnerungen ist die, daß die schwäbischen Bauern von einer Wahl in Lippa mit blutigen Köpfen heimgekommen sind und daß sie dort mehrere Walachen in die Maroſch getrieben und ertränkt haben. Das Jahr kann ich nicht feststellen, aber die Tatsache steht außer allem Zweifel; es gab zehn oder zwölf Tote bei jener Wahl und zahllose Verwundete. Und niemand wurde zur Rechenschaft gezogen, keinem wurde der Prozeß gemacht. Es war eben eine Wahlschlacht und das entschuldigte alles. Auch wurde

mit Hilfe der deutſchen Stimmen damals der Kandidat der Regierung gewählt.

Von jener Wahl wurde jahrelang geredet. Wie die Helden, die aus dem trojaniſchen Kriege heimgekehrt waren, ihre Abenteuer am häuslichen Herd erzählt haben mögen, ſo erzählten unſere Bauern in den Spinnſtuben und am Wirtshaustiſche noch nach Jahren die Ereigniſſe jenes Tages. Die deutſchen Wähler waren nach der Wahl alle mehr oder weniger betrunken, als ſie von den Walachen, die natürlich ebenfalls berauſcht waren, in ihrem Lokal mit Knütteln überfallen wurden. Da griff jeder nach dem nächſten Gegenſtand, um ſich zu bewaffnen und damit dreinzuſchlagen. Unſer Fleiſchhauer, ein Rieſenmenſch mit einem gewaltigen Bauche, riß einen Pfahl aus einem Zaun und ſchwang ihn gegen einen vor ihm herflüchtenden Walachen. Endlich lehnte ſich dieſer mit dem Rücken an ein Haustor und verteidigte ſich mit ſeinem Stocke. Unſer Fleiſchhauer aber (er hieß Stranzinger und ſtammte aus Oberöſterreich) drückte ihm ſeinen Zaunpfahl auf die Bruſt und rief ununterbrochen: „Kerl, ich durchbohre dich! Kerl, ich durchbohre dich!“ Er hatte jedoch den ſpitzigen Teil des Pfahles gegen ſich ſelbſt gekehrt und ſein Bauch war in höchſter Gefahr, aufgeſchlitzt zu werden, als man ihn ſo fand und ihn und ſein Opfer aus der gefährlichen Lage befreite. Darüber wurde viel gelacht. Und dann kam nach Jahren wieder eine Wahl. Jetzt war ich ſchon ein Schuljunge. Alles im Dorfe ſchrie: „Eljen Fülöpp!“ Und als am Sonntag der Kandidat ſelber erſchien, ein weißhaariger alter Herr, und im großen Wirtshaus ſeine Rede hielt, da waren auch wir Buben alle auf den Beinen, wir trugen rot-weiß-grüne Fähnchen, die uns die Wahlmacher eingehändigt hatten, und ſchrien vor der Wirtshaustür ſo unabläſſig und ausdauernd „Eljen Fülöpp!“, daß wir bei-

nahe Prügel bekamen, weil wir die Rede störten. Dann kam der Wahltag und es herrschte die denkbar größte Aufregung, denn nicht in Lippa, sondern in unserem großen deutschen Dorfe sollte diesmal die Wahl vor sich gehen und die Walachen der Umgebung wurden erwartet. Vor der Kirche hatte sich die Wahlkommission niedergelassen, unter freiem Himmel fand die Abstimmung statt. Und es ist mir unvergeßlich, wie ein deutscher Bauer nach dem andern hintrat und laut den madjarischen Namen Fülöpp rief. Zögerte einer, so runzelte der Stuhlrichter seine Stirn und zog die Brauen hoch ... Auf einmal erschien der Kaplan des Dorfes an der Urne und rief: „Eljen Szelensky!". Und zehn Männer nacheinander stimmten „Szelensky!". Man hörte Pfuirufe. Die Kortesche des Fülöpp waren wie toll, sie schrien ununterbrochen: „Eljen Fülöpp!", damit man nichts von der Abstimmung höre.

Jetzt aber hieß es: die Walachen kommen! Und wir Buben eilten ihnen in Scharen entgegen, bis vor das Dorf hinaus. Eine Anzahl Gendarmen sperrte die in das Dorf führende Straße ab. Hinter dem Kordon standen die Scharen der rumänischen Wähler aus mehreren Dörfern und schwangen ihre blau-gelben Fahnen und Stöcke mit lautem Geschrei. Jeder, der durchgelassen wurde, mußte aber seinen Stock abgeben und sich daraufhin untersuchen lassen, ob er keine Waffe bei sich habe. So manchem wurde sein Messer abgenommen, dann konnte er ziehen. Es waren stattliche Männer mit langen, auf die Schultern herabfallenden dunklen Haaren, und ihre Popen gingen an der Spitze, als sie einmarschierten. Mit einem Kreuz in der Hand schritt jeder seiner Gruppe voran. Wie zu einem Gottesdienst geleiteten sie ihre Wähler zur Wahlkommission. Wir Dorfjungen liefen neben ihnen her und schrien ihnen „Eljen

Fülöpp!“ in die Ohren. Sie aber ſchwangen ihre rumäniſchen Fahnen und erhoben den brauſenden Ruf: „Se treasca Szelensky! Szelensky! Szelensky!“ Das „Eljen!“ ſparten ſie ſich. Und ſie ſtimmten alle ohne Ausnahme auf den Namen Szelensky, mußten aber das Dorf augenblicklich wieder verlaſſen. So zogen ſie vor der Wahlkommiſſion vorüber und in einem weiten Bogen wieder zum Dorf hinaus. „Se treasca Szelensky!“ „Eljen Fülöpp!“ „Szelensky! Szelensky!“ klang es vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, die Muſik ſpielte an allen Ecken und Enden, es wurde getanzt und getrunken, und das ganze Dorf glich einem Feldlager. Draußen aber, hinter dem Kordon der Gendarmen, die ſcharf geladen hatten, lagerten zweitauſend Walachen auf dem freien Felde ohne Trank und Speiſe und warteten, bis ſie an die Reihe kämen. Aber ſie kamen nicht daran. Die Wahlhandlung wurde plötzlich geſchloſſen... Es gab Lärm, es fielen Schüſſe. Aber die Walachen wichen nicht, jetzt warteten ſie auf das Wahlergebnis.

Um 10 Uhr abends, bei Fackelſchein, wurde es endlich verkündet. „Eljen Fülöpp!“ brauſte es die Dorfſtraße hinauf, und ein Pope, der bis jetzt bei der Wahlurne ausgeharrt hatte, brachte ſeinen Leuten ſelbſt das Ergebnis. Blaß ſtand er vor ihnen und hielt mit zitternder Stimme eine rumäniſche Anſprache, die in einem ungeheuren Wutgeheul der gereizten Menge unterging. Geballte Fäuſte erhoben ſich, Stöcke wurden gegen das Dorf geſchwungen und ſie hatten alle nur die eine Überzeugung, daß ſie betrogen worden ſeien, daß man die Abſtimmung gefälſcht habe. Der Geiſtliche verſchaffte ſich wieder Ruhe und er beſchwor die Leute mit erhobenen Händen, aufzubrechen und heimzukehren. Das taten ſie zögernd, murrend, fluchend. Und die Gendarmen konnten alsbald an der Siegesfeier der

Fülöppianer im Dorfe teilnehmen. Aber dieſe Siegesfeier wurde nach Mitternacht durch eine Feuersbrunſt geſtört, die einen Teil des Dorfes einäſcherte. Die Schwaben bezahlten die Zeche ...

So wählte man in Ungarn vor vierzig Jahren. Und es hat ſich wohl kaum viel daran geändert. Es gilt noch dieſelbe Wahlordnung wie damals, und auch das Temperament iſt das gleiche geblieben. Selbſt die Berichte vom letzten Budapeſter Wahlkampf tragen vollkommen das Gepräge der alten Zeiten. So las man kürzlich in den Budapeſter Blättern: „In das Hieronymiſche Verſammlungslokal drangen zirka zweihundert Perſonen, welche mit Vazſonyiſchen Federn und Kokarden verſehen waren, unter Vorantragung von Fahnen und mit Eljenrufen ein. Sie zertrümmerten ſämtliche Fenſterſcheiben, Türfenſter, bewarfen die Anhänger Hieronymis (des Miniſters!) mit Bierkrügeln, Flaſchen und Stühlen und jagten ſie aus dem Saal". Genau wie Anno dazumal in den entlegenſten Komitaten, genau ſo treibt man's heute in der Hauptſtadt Ungarns. Neu iſt nur, daß die Achtundvierziger an manchen Orten die Regierungs-Kandidaten gar nicht ausſteigen laſſen. Sie können ſich trollen und das Reden erſparen. — Faſchingswahlen, luſtige Wahlen!

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cymbals ſpringen
Über die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder.

Donaufahrt bis Peterwardein.

Die „Vesta“ war geladen mit Wiener Gelehrsamkeit und mit Sonntagsausflüglern aller Stände. Scharf bebrillte Herren mit wallenden Bärten bildeten da und dort Gruppen in dem Gedränge, einzelne warfen sich zu Sprechern auf und hielten Vorträge. Ein hektographiertes Blatt, das einen Stadtplan von Carnuntum und einen kurzen, mit Federzeichnungen illustrierten Text enthielt, wurde freigebig verteilt, auch an die profanen Kiebitze, die sich von allen Seiten herangedrängt hatten. Debatten über den Sinn einzelner römischer Inschriften, die Bedeutung dieses und jenes Fundes wurden geführt und die klassischen Philologen schwelgten in Auslegungen. Pannonien, Noricum, Ister, Danubius, Carnuntum, Vindobona, Legio X... Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel Latein mit nüchternem Magen genossen wie an diesem Sonntag. Waren denn sämtliche Wiener Gymnasialprofessoren heute auf die „Vesta“ geraten? Oder war etwas Sensationelles geschehen, hatte man vielleicht das verschollene Grab Marc Aurels gefunden und pilgerte heute alles hin zu ihm? Endlich ein Bekannter!... „Was ist denn los?“ — „Ja, sind Sie denn nicht Mitglied des Vereines „Carnuntum“?“ — „Noch nicht,“ erwiderte ich beschämt. — „Ach so! Na, wir halten heute unsere Generalversammlung in Deutsch-Altenburg ab. Sie kommen doch mit?“ — „Bedauere,“ war meine Antwort, „ich muß ein paar Stationen weiter fahren, meine Karte lautet nicht nach Petronell, sondern nach Peterwardein“.

*

Es gibt Gedanken, Pläne, Projekte, die, einmal flüchtig erwogen, nicht mehr von uns lassen. So oft man sie auch von

ſich weiſt, ſie kommen immer wieder, werfen ihren Köder nach uns aus und endlich beißen wir an ... Wie wäre es mit einer Donaufahrt von Paſſau bis ins Schwarze Meer und wieder zurück auf dem Waſſer bis Wien? ... Seit Jahren lockt mich dieſer Gedanke. Es müßte doch herrlich ſein, dieſen welthiſtoriſchen Strom einmal in ſeiner ganzen Ausdehnung zu genießen. Neben der Wolga das mächtigſte Waſſer Europas, legt die Donau faſt dreitauſend Kilometer zurück auf ihrem Wege. Wer kennt ſie, wenn er immer nur den gebändigten, regulierten und kultivierten Strom ſieht, wie er ſich uns im Bannkreiſe von Wien zeigt? ... Einmal hatte ich ſchon die Fahrkarte von Paſſau bis Galatz in der Taſche, aber als es Ernſt werden ſollte, trat ich wieder zurück, denn ich berechnete, daß, wenn man auch die Donauſtädte ſehen und ein paar Landausflüge einſchalten wollte zum Studium der Umwelt des Stromes, mehr als zwanzig Tage nötig wären für ſolch ein Unternehmen. Dieſes Opfer ſchien mir die Donau nicht wert zu ſein. Wer ſich heutzutage einen dreiwöchentlichen Urlaub gut einteilt, kann den Nil oder den Niagara befahren, er kann eine Mittelmeerreiſe über Corfu, Malta, Madeira, Gibraltar, Marokko und Tunis machen.

Gewiß, das kann er. Aber die Donau lernt er dort nicht kennen, und die müßte oder ſollte man eigentlich doch kennen. Nicht? ... So lockte er immer wieder, der alte Danubius mit dem Dreizack. Und da warf ich ihm endlich eine Woche meines Lebens hin. Nur eine Woche, aber gut gezählt: vom Sonntag, den 23. Juni, früh ſieben Uhr, bis Sonntag, den 30. Juni, nachmittags — doch, um die Ankunftsſtunde wollte ich nicht feilſchen.

*

Hinter Fiſchamend wurde gefrühſtückt. War da ein Speiſenträger auf der „Veſta“, der kein Wort Deutſch verſtand. Die Wiener Philologen, die auch gern ein Paar Frankfurter mit Kren gegeſſen hätten, waren bei ihm zu Ende mit ihrem Latein. Sie murrten. Und als der Zahlkellner endlich den Speiſenträger ein Rindvieh genannt hatte, ging alles wie am Schnürchen. Die Profeſſoren horchten hoch auf über dieſe Methode des Unterrichts in der deutſchen Sprache und ſie waren faſſungslos über den Erfolg: Kaum war eine halbe Stunde verſtrichen, ſprach der junge Mann korrekt Deutſch, denn er hatte Anſichtskarten zu verkaufen.

*

Bisher hatte der Zahlkellner den Fahrgäſten die Stationen ausgerufen. Fiſchamend! Orth! Deutſch-Altenburg! Hainburg! Jetzt auf einmal überſchrie ihn der Speiſenträger. Als jener Theben ausrufen wollte, rief dieſer laut und lärmend: „Dévény!“ „Dévény!“ „Dévény!“ Und während die Steuerleute die ungariſche Flagge hißten, wechſelte der deutſchfeindliche Speiſenträger auf allen Tiſchen die Salzgefäße aus. Bisher gab es Salz und Pfeffer, jetzt nur mehr Salz und Paprika.

*

Das Schiff iſt auf dem erſten Platze faſt leer. Hunderte ſind auch in Preßburg noch ausgeſtiegen. Eine einſame Table d'hote für zehn Perſonen, während wir zwiſchen den Schüttinſeln hingleiten. Alle Schiffmühlen ſtehen ſtill. Sonntagsruhe. An den Landungsſtegen geputzte Frauen und Mädchen, bunte Bänder in den Zöpfen, aber barfuß.

Vorn, auf dem zweiten Platze, eine Zigeunerkapelle. Während wir auf dem Verdeck in bequemen „Liebling"-Stühlen verdauen und plaudern, trägt der Luftzug uns die schönen, melancholischen Weisen der Zigeuner zu .... Neben dem Landungsstege in Gönyü tanzen ein paar junge Burschen einen Csardas mit, den unsere Schiffzigeuner vorn spielen. Eine andere Welt ...

*

Bei Theben kam die träge, lehmige March in das Donaubett, hier stürzt sich eilfertig die Raab in dasselbe. Der Strom schwillt immer höher an, seine Auen breiten sich aus und die drei Arme, in die sich die Donau unter Preßburg teilt, suchen wieder das gemeinsame Bett. Ein freies, ungebändigtes, von keiner Stromkultur belecktes Wasser. Die menschlichen Behausungen weichen weit von seinen Ufern zurück. Nur die Herden, die in den Lichtungen weiden, verraten die Nähe von Menschen.

*

Wir waren zwei Tage auf einer Pußta bei Komorn. Und auch in der Festung selbst. Die Stadt ist magyarisch, doch versteht jeder Wirt, jeder Kaufmann Deutsch. Die Festung schwarz-gelb. Die Tore, die Schilderhäuschen, die Barrierestangen, die Menschen, alles schwarz-gelb. Alle Aufschriften deutsch. Unser Führer aber, ein Gefreiter, beherrscht nur die neunzig deutschen Kommandoworte. Da wir ebensoviel Madjarisch können, verständigen wir uns ganz gut.... Die äußeren Festungswälle verwahrlost, dem Verfalle preisgegeben. Seltsamerweise sind die Kasernenbauten der „neuen" Festung mit Schindeln gedeckt. Hochinteressant ist die innere, alte Festung. Die Soldaten sind

in den alten bombenfesten Kasematten untergebracht, deren Dächer Rasenflächen bilden. Die weißen Schornsteine ragen wie Grabsteine aus dem Rasen empor.... Kaum sind wir oben, läßt uns der Feldwebel vom Tage durch einen anderen Gefreiten wieder herunterholen. Unser Führer bekommt zwar eine Krone, aber auch einen Putzer. Die „Spione" werden höflich ausgewiesen.

*

Die „Iris" nimmt uns auf, ein gutes Schiff. Und beinahe wäre sie sogar pünktlich nach Komorn gekommen. Die Verspätungen der „Vesta" mußte der Sonntag entschuldigen, die der „Iris" der Dienstag. Doch wer fragt danach? Das gewöhnt sich auf dem Wasser.

Ein Engländer und ein Japaner an Bord. Der letztere in elegantem, gestern vom Schneider bezogenem englischen Touristenkostüm. Hat dicke englische „Führer" um sich ausgebreitet, schreibt Ansichtskarten in japanisch-chinesischer Schrift, die Zeilen, anstatt nach rechts, nach abwärts malend. Neugierige sehen ihm zu.

*

Ein ganzer Bienenzüchterkongreß an Bord. Fast hundert Männer mit einer goldenen Biene im Knopfloch. In Gran, wo alle Kodaks, die auf dem Schiffe sind, zu klappen beginnen, warten Herrschaftsequipagen in ungarischer Gala auf die Kongreßteilnehmer. Sie werden mit brausenden Eljenrufen empfangen. Es scheint, daß die Honigproduktion Ungarns unter dem Schutze des Fürstprimas steht.

*

Die Gegend herrlich. Erinnert an die Wachau. Am rechten Ufer zuerst Weinrieden, dann üppigste Waldberge,

sattes, schönes Grün; links weite Waldflächen, kahl und dürr. Die Prozessionsraupe sei hier am Werke, sagt man uns. Und niemand vermag ihr Einhalt zu gebieten. Wird der Sommer heiß, sterben alle diese entblätterten Waldungen ab.

*

Ein elendes kleines Dorf auf dem Rücken der linken Uferböschung. Starrend von Schmutz und Unkultur. Auf dem höchsten Punkt des Terrains stehen ein paar unheimliche, malerisch zerlumpte Männer. Jeder anders gekleidet, zwei ohne Hüte, mit struppigem Haar. Sehen starr auf unser Schiff. Splitternackte kleine braune Kinder tummeln sich um sie herum. Jetzt kommt auch ein etwa zwölfjähriges nacktes Mädchen eilig herbei, sie wirft sich einen roten Fetzen um Hals und Schultern, ahnungslos, daß der Sitz ihres Schamgefühles ein wenig zu hoch ist. Die rabenschwarze Mutter, einen Säugling im Arme, drängt sich neben den Landungssteg hart ans Ufer und bettelt mit erhobenen Händen. Ein paar Münzen fliegen ihr zu. Sie dankt mit Kußhänden, wie eine Diva im Zirkus.

*

Der mitfahrende Japaner ist der neue japanische Botschafter in Petersburg. Sein Name blieb mir unverständlich.

*

Anstatt um 7 um halb 9 Uhr in Budapest. Was liegt daran? Einfahrt wunderschön. Vom Landungsplatze der „Iris" führt ein eigener Steg auf die „Hildegarde", die um 10 Uhr abends nach dem Süden geht. Wir belegen unsere Plätze, sichern uns Betten und eilen auf den Korso am Ufer. Alle Stühle sind noch dicht besetzt, die Lästerallee der Buda-

peſter Damen ſteht noch in voller Blüte. Von der Schwurbrücke bis zur Kettenbrücke ein Flirten und Kokettieren, ein Summen und Sauſen, wie in einem Korbe mit hunderttauſend Bienen. Die Kaffeehäuſer überfüllt, auf dem Aſphalt vor den Reſtaurationen werden Tiſche gedeckt, da und dort ſtimmen Zigeuner ihre Inſtrumente ... Aber unſere Schiffsglocke ruft ..., Auf Wiederſehen, Ihr Schönen!

*

Die „Hildegarde" überfüllt mit Leuten aus Rumänien und Bulgarien. Der Speiſeſaal wie ein Feldlager. Einige liegen ſchon jetzt auf den Tiſchen ... Der Orient tritt in ſeine Rechte.

Die Ausfahrt aus dem beleuchteten Budapeſt iſt einzig ſchön. Wie Perlenſchnüre umſäumen hunderttauſend Gasflammen die Ufer der Donau, ſie klettern nach Ofen hinauf und ſteigen bis auf den Gipfel des Blocksberges empor. Und auf einmal geht es in das Dunkel hinaus, in das Nichts. Aber ſiehe, da ſteigt, wie beſtellt, der Vollmond empor über der unabſehbaren Ebene. Geſpenſtiſche Inſeln gleiten an uns vorüber ... Wir bleiben auf Deck bis Mitternacht, das Bild iſt immer dasſelbe, kein Kirchturm zeigt an, daß auch hier noch Menſchen wohnen.

*

Früh morgens auf Deck. Das Bild immer gleich ... Mohacs ... Kohlenſtation des Schiffes. Rußige Weiber in großer Zahl harren am Ufer, jede einen mit Kohlenſtaub beladenen Schiebkarren vor ſich. Kaum ſteht die „Hildegarde" feſt, ſtürmen dieſe Karrenſchieberinnen über den Steg. Der Reihe nach, in langen Kolonnen, und jede bekommt von einem Schiffsbeamten eine Marke für ihre Fuhr eingehändigt.

Wir ſchlängeln uns durch die Karren ans Ufer, wollen die Stadt ſehen. Troſtlos. Jeder Bauernwagen, der vorbeifährt, wühlt Wolken von Straßen- und Kohlenſtaub auf, ein leiſer Wind weht, man könnte erſticken. Aber vielleicht geht es doch ... Wir dringen in zwei, drei Gaſſen vor. Troſtlos, troſtlos ... Ein paar Weiber aus dem Volke geſehen, mit prächtigen Rundköpfen und vollen Geſtalten. Der echte Typus der Kumanier, die ſprachlich im Madjarentum aufgegangen ſind. Aber auch Schwabentum begegnet uns überall. Bauernwagen aus der Umgebung, blonde Männer, lachende, blauäugige deutſche Mädchen. Grüß Gott! Grüß Gott!

*

Hinter den Sümpfen von Mohacs atmet ſich's wieder freier. Eine Auen- und Inſelwildnis hebt an, die der Romantik nicht entbehrt. Der Strom entfaltet ungeahnte Waſſermengen vor uns und breitet ſich aus in ungezügeltem Lauf. Wir begegnen nur Schiffmühlen und ſehen nur Fiſcherhütten an den Ufern. Störche ſtreichen drüber hin.

Links Kulturland. Der Franzenskanal kommt aus der Bacska und trägt Getreideſchiffe. Der große deutſche Marktflecken Apatin rückt an das Ufer. Hundert Schiffmühlen, die den Strom beleben, bezeugen den Wohlſtand der Bevölkerung, die weißgetünchten hellen Häuſer und roten Ziegeldächer ſeine Kultur. Auf dem Dachgiebel eines Hauſes am äußerſten Ende liegt ein Wagenrad. Es dient einem Storchenneſt zur Baſis. Die vier Jungen ſtehen aufrecht und gucken nach unſerem Schiffe, die Alten fliegen herbei und ſtecken ihnen ein paar Fiſche in die weitaufgeſperrten Schnäbel. Wie ſich dieſe Schwaben mit den Störchen zu verſtändigen wiſſen! Da ſie keine Strohdächer mehr

haben wollen, legen sie Wagenräder auf ihre Ziegeldächer, um dem Vogel nicht die Heimat zu verleiden! Schön ist das nicht. Aber gut ist es, liebreich.

Wir fahren und fahren, die Donau wird immer breiter. Rechts begleitet uns die slawonische Grenze, links die des Banats. Die Drau mündet ein, in der Ferne glitzern die Türme von Essek. Kroatische Lieder, serbische Flüche dringen an unsere Ohren. Links in der Ebene große, volkreiche deutsche Gemeinden, rechts im hügeligen Gebiet der Fruska-Gora alles slawisch. Armselige Hütten und Strohdächer. Vukovar, der Bischofssitz, eine leuchtende Ausnahme. Starker deutscher Einschlag.

In der Ferne taucht auf steiler Höhe das österreichisch-ungarische Gibraltar auf, Peterwardein. Die Festung beherrscht die Donau souverän, obwohl sie hier fast zwei Kilometer breit ist. Der Abend naht und wir landen der Festung gegenüber, in Neusatz. Leb' wohl, „Hildegarde"! Gerne wären wir mit dir bis Belgrad gefahren, aber dort verlangt man gar strenge Pässe für Mensch und Vieh. Und darauf waren wir nicht vorbereitet.

*

Neusatz, welch ein helles Gegenbild von Mohacs! Die Stadt ist durchwegs europäisch, voll Leben und Bewegung. Die große Garnison von Peterwardein hebt das gesellschaftliche Bild. Hunderte Offiziere auf dem Abendkorso und in den Kiosken der Kaffeehäuser. Aber noch mehr Gelsen. Und auf die Fremden scheinen die Blutsauger ganz besonders dressiert zu sein. Schwer verwundet ziehen wir uns in unser Hotel zurück, während eine erbärmliche Zigeunerkapelle vor den Fenstern bis nach Mitternacht wimmert.

*

Mit dem Früheſten hinüber nach Peterwardein. Hinauf in die obere Feſtung. Herrliche Ausſicht über das Schlachtfeld des Prinzen Eugen und über Neuſatz hinweg. Wir ſind nicht mehr in Ungarn, wir ſind in Slawonien. Man merkt's. Die Anſichtskarten, die man uns hier von der alten öſterreichiſchen Feſtung anbietet, waren drüben in „Ungarn" zweiſprachig, madjariſch und deutſch. Hier, bloß durch eine Schiffsbrücke von Neuſatz getrennt, ſind ſie nur noch kroatiſch.... Ausblick bis an die Theißmündung, wo der Strom ſeine größte Breite erreicht. Der Wächter der Donau-Dampfſchiffahrtgeſellſchaft, der auf dieſer Hochwarte den Brückendienſt verſieht und jedes Schiff, das ſich nähert, mit ſeiner Glocke und durch die Hiſſung einer Flagge ankündigt, damit die Schiffbrücke ſich öffne und es durchlaſſe, er zeigt uns die Richtung, wo Rudolfsgnad lag, das von der Donau kürzlich überflutete blühende Schwabendorf.... Das Elend ſei namenlos. Die Häuſer eingeſtürzt, das Vieh ertrunken, die Felder verſchlammt. Und keine Hilfe.... Es bleibe den viertauſend Bettlern nichts als die Auswanderung, heißt es. Auswandern? Die Schwaben? Einen zweihundertjährigen Beſitz aufgeben? Warum nicht gar! Die werden ihre Heimat wieder aufbauen.

*

Rückfahrt auf dem Dampfer „Albrecht". Ein modernes Schiff.

Das gegenſtändliche Intereſſe, das die Talfahrt bot, iſt für die Bergfahrt nicht mehr vorhanden. Drei Tage und zwei Nächte von hier bis Wien. O, wie ſeltſam... Nichts als Waſſer und Auen. Es kann am Kongo nicht anders ſein. Welch eine Woche! Ich zähle ſie nicht zu den verlorenen... Wie oft hat man als geiſtig überbürdeter Großſtadtmenſch

nicht das Bedürfnis, ſich einmal loszulöſen vom Alltag und ſeinen Pflichten, ſich zu iſolieren, allen Eindrücken des Berufslebens und dem Getriebe der Welt ſich zu entziehen. Ich habe das Mittel dafür ſpät genug entdeckt, es iſt ſolch eine Donaufahrt. Wie ausgeſchaltet aus dem Gefüge der Kulturwelt kommt man ſich vor, ein wahres Dämmerleben beginnt und man hat das Gefühl, auf einer weiten, weiten Seereiſe zu ſein.

O, das tut wohl, nach einer vollbrachten Arbeit, nach einer geiſtigen Ermüdung ſich wunſchlos hinzugeben an ſolch einen Zuſtand. Ohne Eile, ohne Ziel, unbekümmert um die Einhaltung von Fahrplänen, in der ſicheren Hut eines guten Schiffes und eines noch beſſeren Kochs, ohne Zeitungen, ohne Bücher, keinen Brief ſchreibend, keinen empfangend, im weiten Umkreis nicht einen Menſchen gewahrend, der von der Sezeſſion, von der Hofopernkriſe, vom letzten Rennen oder vom Buch der Saiſon mit uns zu reden wünſcht — o, das tut wohl.... Rudolfsgnad — Rudolfsgnad.... Von der Theiß und der Donau bedroht. — Kampf um die ſelbſtgeſchaffene Heimat.... Ein herrlicher Stoff.

Solch einſame Tage ſind Empfängniszeit für die dichteriſche Phantaſie.

*

Die Sonne ging herrlich unter. Als eine rote Feuerkugel ſtand ſie am abendlichen Himmel. Unter ihr, im Uferwaſſer, eine rieſige Feuerſäule. Immer näher kam die Sonnenkugel dieſer Säule, endlich mußte ſie auf ihr ſitzen... Doch ſiehe, die Aubäume warfen ihre Schatten auf die Säule und wehrten den beiden die Vereinigung. Die Sonne ſank hinter den Weiden nieder und es war mit einem Schlage Nacht. Nicht lange. Der Mond zog herauf und bis in weite

Fernen glänzte und ſchillerte die ſilberne Furche unſeres gegen den Strom ankämpfenden Schiffes. Nachtigallen ſchlugen in den Auen. Ab und zu ſchrie eine Wildgans auf. Und dann quackten die Fröſche in den Sümpfen links und ſie quackten in den Tümpeln rechts. Immer lauter, immer regelmäßiger, immer gewaltiger. Millionen Fröſche ... O, du liebe Urweltmelodie! Nie vorher habe ich dich in ſolcher Kraft in ſolcher Tonfülle vernommen. Und dieſe Mondnächte ... Nein, es kann am Kongo nicht ſchöner ſein.

Deutſches Leben in Ungarn.

Wer mag ſich unterfangen, das deutſche Leben in Ungarn von ſeinen Uranfängen bis auf den heutigen Tag im Rahmen eines Aufſatzes zu ſchildern? Er müßte ein auf mehr als tauſend Jahre zurückreichendes Kapitel der deutſchen Sittengeſchichte zu geſtalten verſuchen. Man braucht von den Goten, die in Ungarn wohnten, nicht zu reden; aber man kommt an Karl dem Großen nicht vorüber, der die Avaren von den deutſchen Grenzen bis über die Raab zurücktrieb und die Gebiete der heutigen weſtungariſchen Komitate Ödenburg, Eiſenburg, Wieſelburg, Preßburg mit Bayern und Franken, unter adeliger Führung, beſiedelte. Seine Oſtmark des Deutſchen Reiches erſtreckte ſich in das ſpätere Ungarn hinein und wir erblicken namentlich in dem deutſchen Volksſtamm der Heanzen (Hienzen) und der Heidebauern Weſtungarns noch heute die Siedler Karls des Großen.

Und wir kommen ſchon gar nicht vorüber an der bayeriſchen Herzogin Giſela, die Ungarns erſte Königin wurde. Nach den Hunnen und den Avaren ſtießen die Madjaren aus dem Südoſten gegen den Weſten Europas vor, und während die anderen ſich verbluteten und wieder verſchwanden, näherten ſich die Madjaren, nachdem auch ihr Vorſtoß am Deutſchen Reich zerſchellt war, dem Germanentum, nahmen den chriſtlichen Glauben an und erbaten ſich für ihre Fürſten deutſche Prinzeſſinnen zu Frauen. Schon Geiſa, der Urenkel Arpads, hatte eine chriſtliche Frau und er warb für ſeinen Sohn Vaik um die Schweſter des Bayernherzogs Heinrich, der ſpäter als der zweite ſeines Namens deutſcher Kaiſer wurde. Ehe Geiſa dies wagte, ließ er ſich und die Seinen taufen und in der Taufe erhielt Vaik den

Namen Stephanus. Diesem Stephan reichte die deutsche Herzogin Gisela um 995 ihre Hand und zog mit großem Gefolge nach Hungarn. Und von diesem ersten Ehebund zwischen dem madjarischen und einem deutschen Herrschergeschlecht ging eine der bedeutendsten Wirkungen aus, die man fürstlichen Ehebündnissen zuschreiben kann. Mächtiger als je war damals das Deutsche Reich in Europa und Stephan ergab sich dem Studium dieses Vorbildes. Er hatte eine kluge Frau und deutsche Ratgeber, er war sogar durch die beiden schwäbischen Ritter Hunt und Pazman nach deutscher Sitte durch die Schwertleit in den Ritterstand des Deutschen Reiches aufgenommen worden. Seine Klugheit, seine hohe Weisheit führte ihn ganz in den Bann der westlichen Kultur, und er ließ sich nach dem Vorbild der deutschen Kaiser seit Karls des Großen Tagen die Krone seines Reiches ebenfalls vom Papst in Rom verleihen. Er nahm den Königstitel an und brach in allem und jedem mit den heidnischen Überlieferungen seines Volkes, nach denen er unter Herren nur ein Großherr war; er bildete seinen Staat behutsam nach dem germanischen Muster mit königlicher Gewalt. So rettete er sein Volk vor dem Schicksal der Hunnen und Awaren und gliederte es an den deutschen Kulturkreis an. Unvergänglich sind die Verdienste dieses ersten ungarischen Königs um die Erhaltung und Europäisierung seines Volkes, dem er die deutsche Rechtsordnung und die deutsche Gauverfassung aufdrängte, aus dessen Stammeshäuptlingen er Gaugrafen (Obergespäne) und königliche Beamte nach deutschem Vorbild machte. Dadurch erst erhob er sich, vom Papst anerkannt, als sittliche Macht über die Teilfürsten und Häuptlinge, wurde der Kopf und Mittelpunkt des Reiches. Und er berief deutsche Kolonisten in das Land, Bauern, Bergarbeiter und Handwerker.

Niemand fühlte so wie er, wessen sein Volk bedurfte, um sich in dem westlichen Kulturkreis zu behaupten, in den er es eingeführt hatte.

Selten hat ein Fürst mehr geleistet für sein Volk als König Stephan für das madjarische. Nie war die eheliche Verbindung eines Herrschers mit einem fürstlichen Nachbarhause von solcher Nachwirkung, wie der Bund mit Gisela. Mit ihr und in ihrem Gefolge, ermutigt und gerufen von ihr und ihrem weisen Gemahl, kam deutsches Blut in den erst zu bildenden Körper des ungarischen Staates, und es ist nie mehr aus ihm auszuscheiden gewesen. Die Urinstinkte der starken madjarischen Rasse lehnten sich ja oft auf gegen die weisen Grundsätze ihres ersten Königs, aber sie sind im großen und ganzen bis heute in Geltung geblieben, ja sie triumphierten gerade in der letzten Zeit, denn nie stand Ungarn dem deutschen Kulturkreis näher als heute. Alle Zwischenfälle der Geschichte, alle gelegentlichen Zerwürfnisse zwischen dem deutschen Westen und dem magyarischen Volke schrumpfen zusammen gegenüber der tausendjährigen, aufeinander angewiesenen nachbarlichen Gemeinsamkeit. Der Neffe Stephans hat das zerklüftete Ungarn später aus den Händen des deutschen Kaisers als Lehen empfangen, damit er sich behaupten könne. Und ein deutsches Heer blieb zu seinem Schutz im Lande. Aber es erfolgten auch Gegenleistungen. Mit Hilfe der Madjaren erfocht zweihundert Jahre später das Haus Habsburg seinen Sieg über den Böhmenkönig Ottokar, die Begründung der habsburgischen Hausmacht in Österreich führt auf jenen Sieg zurück. Als aber Ungarn dann mehr als hundertundfünfzig Jahre unter türkischer Herrschaft stand, führte das Haus Habsburg in Verbindung mit den deutschen Reichsfürsten einen fast dreißigjährigen Befreiungskrieg für Ungarn und die Er-

löſung des madjariſchen Volkes. In vielen entſcheidenden Augenblicken einer tauſendjährigen Geſchichte ſtanden Deutſche und Madjaren zuſammen. Was dazwiſchen liegt, ſind Irrtümer, Mißverſtändniſſe, Torheiten.

Deutſches Leben in Ungarn iſt ein Urbegriff für dieſen Staat, es reicht in ſeine Anfänge zurück. Die deutſchen Bergleute in der Zips, die die Werke der Römer wieder belebten und für die Könige Ungarns Gold, Silber und Kupfer ſchürften, ſind in beinahe ſagenhaften Zeiten eingewandert. Und als die Ungarn in der Marchfeldſchlacht an Habsburgs Seite fochten, da ſtand wahrſcheinlich ſchon ein Aufgebot der Siebenbürger und der Zipſer Sachſen neben ihnen. Namentlich das von Geiſa II. zum Schutze ſeiner Krone nach Siebenbürgen berufene deutſche Bauernvolk hatte ſich auf dem freien Königsboden ſehr raſch entfaltet. Und es war ſo wehrhaft wie die Madjaren ſelber. Über ſiebenhundert Jahre reicht ihr Daſein in Ungarn zurück. Die fränkiſch-bajuwariſchen Deutſchen in Weſtungarn, die Zipſer und die Siebenbürger Sachſen bilden die drei älteſten geſchloſſenen Gruppen, in denen ein deutſches Eigenleben ſich entfalten und zur Blüte gelangen konnte.

In den verſchiedenſten Zeiten ſind dann deutſche Kaufleute, Werkleute und Künſtler nach Ungarn gezogen oder gerufen worden, und ſie wurden die Gründer der Städte. Die Donau war im Mittelalter eine der belebteſten Verkehrsſtraßen für den deutſchen Handel nach dem nahen Orient, auf dieſer Straße kam immer wieder Nachſchub und es ſind lange vor der Türkenzeit überall die Anſätze eines blühenden deutſchen Städtelebens in Ungarn feſtzuſtellen. Die Städte Preßburg, Ödenburg, Raab, Ofen, Peſt, Fünfkirchen, Kremnitz, Schemnitz, Neuſohl, Tyrnau, Großwardein, Klauſenburg, Hermannſtadt, Kronſtadt,

Schäßburg bedürfen gar keiner Erläuterung, sie waren von Deutschen gegründet und ausgestaltet worden. All ihre Rechtsordnungen sind deutsch, alle ihre Grund- und Stadtbücher sind deutsch geführt durch das ganze 14. und 15. Jahrhundert. Ihre Kirchen und Rathausbauten aber reden eine ebenso deutliche Sprache. Und die Zusicherungen von Privilegien für die Deutschen gipfelten immer in dem Satze, daß sie nach „deutschem Recht und deutscher Sitte sollten leben dürfen". Und in Temeschwar gab es seit den ältesten Zeiten deutsche Gaugrafen, die das Banat regierten. Ein Graf Botho von Altenburg regierte dort am Beginn des 13. Jahrhunderts, ein Graf Heere wird sein Nachfolger, ein Nikolaus Treutel ist von 1316—1333 Temescher Graf.

Und deutsche „Prädikanten" bringen früh die Lehre Luthers nach Ungarn.

Wie ein scharfer Frost kam die Türkenzeit und vernichtete dieses deutsche Leben. Tausende ergriffen die Flucht nach der alten Heimat. Was von den Zurückgebliebenen nicht umkam, verarmte und verelendete, und es werden wohl nicht viele Deutsche die mehr als hundertfünfzigjährige Türkenzeit überdauert haben in den besetzten Städten. An ihre Stelle traten, im Gefolge der Türken, die Armenier und Griechen als Handelsleute und Träger des Verkehrs. Nur die drei fest im Boden wurzelnden Hauptgruppen des alten ungarischen Deutschtums in Siebenbürgen, der Zips und in Westungarn blieben erhalten und überdauerten alle Stürme.

Unter der Herrschaft des Hauses Habsburg entfaltete sich dann nach der Türkenzeit auch anderwärts wieder deutsches Leben in Ungarn. Rasch erholten sich Pest und Ofen im Mittelpunkt des Landes. Die Donau war lange nur bis Preßburg und Gran vom deutschen Handel be-

fahren worden, jetzt aber folgte der Zug deutſchen Unternehmungsgeiſtes dem Zuge der kaiſerlichen Heere, und die drangen tief nach dem Süden und Südoſten vor. Selbſt das alte Deutſchtum in Slawonien und Kroatien erhielt alsbald neuen Zufluß. Man überließ die Städte im übrigen ſich ſelbſt. Um dieſe Brennpunkte vielfacher Intereſſen brauchte man ſich nicht zu ſorgen, in ihnen ſtrömten alle Völker des Landes zuſammen und die Tüchtigeren blieben eben obenauf. Das aber waren die deutſchen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Bedeutſam für Ungarn wurde damals der Entſchluß in Wien, das dünn bevölkerte Land mit Bauern zu beſiedeln, mit produktiver Volkskraft. Im Zentrum, im fruchtbaren Tiefland Ungarns, ſaßen die Madjaren. Aber weite Striche galten als Ödland, ganze Provinzen waren unbevölkert, namentlich im Süden, wo es ſtellenweiſe nur noch armſelige walachiſche Heloten und Zigeuner gab, die in Erdhöhlen hauſten. Und es begann jenes große Siedlungswerk, an deſſen zäher Durchführung über ein Jahrhundert hindurch gearbeitet wurde. Derſelbe ungariſche Landtag, der die Pragmatiſche Sanktion annahm und die Erbfolge des Hauſes Habsburg in Ungarn neuerlich beſtätigte, er hieß auch das Werk der Beſiedlung des verödeten Bodens gut und begrüßte die Berufung deutſcher Bauern und Handwerker nach Ungarn.*)

Und ſo entſtand eine blühende deutſche Welt im ſüdlichen Ungarn. Zu den drei alten deutſchen Hauptgruppen geſellte ſich eine vierte. Sie iſt nicht als Einheit gedacht, nicht als ſolche angelegt, es wohnen überall andere Völkerſchaften zwiſchen den deutſchen Siedlungen, aber man kann ihre kulturelle Zuſammengehörigkeit nicht überſehen. Die

* Geſetzartikel 103 vom Jahre 1723.

erſten Siedlungen begannen diesſeits der Donau ſchon am Ende des 17. Jahrhunderts. Sie erſtreckten ſich anfänglich nur über die Komitate Tolnau und Baranya, über Mohacs und Fünfkirchen hinab nach dem Süden, griffen aber bald weiter aus nach Veszprim, Munkacs und anderen Komitaten. Das eingeborene Volk, das jene Landſtriche um Mohacs und Fünfkirchen nur als türkiſch kannte und ſie jetzt deutſch werden ſah, nannte ſie alsbald die „Schwäbiſche Türkei". Mit voller Wucht aber ſetzte nach dem Fall von Temeſchwar (1716) die Beſiedlung jenſeits der Donau im Banat ein und bald darauf auch in der Batſchka. Die wirtſchaftliche Gewinnung fruchtbaren Landes zwiſchen den drei größten Flüſſen: der Theiß, der Maroſch und der Donau, wurde als das eigentliche Ziel des großen Kulturwerkes betrachtet. Prinz Eugen ſtand zu Gevatter bei dieſem Gedanken und der General Graf Klaudius Florimund Mercy, ein Lothringer in kaiſerlichen Dienſten, wurde der Schöpfer desſelben. Das Banat, die Batſchka und die ſogenannte Schwäbiſche Türkei grenzen aneinander, ſie erſtrecken ſich über fünf Komitate (Grafſchaften) Ungarns und an ſie grenzt auch Slawonien, wo aus dem Volksüberſchuß der genannten Gebiete gleichfalls eine große Schwabenſiedlung entſtand. Wenn man all dieſe Gruppen als Einheit zuſammenfaſſen würde, ſo ergäbe das heute eine Volkszahl von beiläufig einer Million Schwaben. Es iſt die jüngſte deutſche Volksgruppe in Ungarn, aber auch ihre Anfänge gehen ſchon auf 225 Jahre zurück, und auch das Temeſcher Banat konnte ſchon ſein zweihundertjähriges Jubiläum feiern. Es iſt 1716 vom Prinzen Eugen endgültig befreit worden und die Beſiedlung begann ſogleich. Schon am 1. Januar 1718 amtierte ein deutſcher Magiſtrat in der Stadt und Feſtung Temeſchwar.

Von den ungeheuern Schwierigkeiten der Besiedlung, von der Riesenarbeit der Entsumpfung, der Rodung und Bebauung des Landes durch deutsche Kraft und Ausdauer, von all den Seuchen und Krankheiten, den räuberischen Einfällen verwilderter Kriegshorden und manchem anderem Elend sei hier nicht weiter die Rede. Die Stimme der habsburgischen Kaiser reichte weit, es waren auch Italiener, Franzosen aus Lothringen und Spanier dem Rufe gefolgt und rings im Banat angesiedelt worden. Aber sie verschwanden sämtlich und überließen die Arbeit den Deutschen. Einige hundert lothringische Franzosen, die es noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Banat gab, sind seither germanisiert worden. Daß die Deutschen das Land trotzdem nicht allein bewohnen, wurde schon gesagt. Zwischen ihren Dörfern findet man im Osten immer wieder rumänische, im Süden serbische, da und dort auch bulgarische Gemeinden. Die letzteren sind am spärlichsten. Ganz gering und jung aber ist die Zahl der madjarischen Siedlungen.

Das deutsche Dorfleben entfaltet sich in diesen Teilen Ungarns fast durchwegs in streng geschlossenen, völkisch einheitlichen Siedlungen. Nur die nach und nach von anderen eroberten oder noch zu erobernden Gemeinden sind gemischt. Wie im Schwarzwald feiern die Schwaben ihre Feste im Banat, in der Batschka, in Slawonien und in der Schwäbischen Türkei unter sich. Ihre Kirchweih, ihre Metzlsupp', ihre Spinnreih, ihre Oster- und Pfingstbräuche, ihre Lieder und Tänze sind uraltes deutsches Volksgut, in ihren Faschingsstreichen führen die alten Sitten vom Rhein ein fröhliches Dasein. Alle Volksstämme aus dem Südwesten des alten deutschen Reiches und dem Elsaß haben sich im Süden Ungarns zusammengefunden, es gerieten sogar ein paar Steirer unter sie, und in einer Ecke sitzen auch Deutsch-

böhmen. Die vorherrschende Mundart ist aber die schwäbisch-bajuwarische, sie erscheint nur bereichert durch allerlei Abarten und Neubildungen. Auch haben die Schwaben da ein rumänisches, dort ein serbisches oder madjarisches Fremdwort ihrem Sprachschatz einverleibt, was aber dem Gesamtbild keinen Eintrag tut. Erst in allerjüngster Zeit macht die madjarische Sprache von der Schule aus größere Fortschritte unter der schwäbischen Jugend, die Sprache des Hauses und des dörflichen Verkehrs ist selbstverständlich ausschließlich die deutsche Mundart. Nur die „herrischen" Leute machen davon eine Ausnahme und in den Städten dieses Gebietes ist das deutsche Leben im Rückgang.

Wenn man die heutige Karte Ungarns, sofern sie in Ungarn oder auf ungarische Bestellung gedruckt worden ist, ansieht, könnte man meinen, diese blühende Welt deutschen Lebens sei untergegangen und sie bestehe nicht mehr. Dem ist aber nicht so. Selbst Graf Stephan Tisza hat als Ministerpräsident Ungarns öffentlich die Schaffung jenes Ortsnamengesetzes bedauert, dessen Durchführung den geschichtlich gewordenen Charakter des Landes entstellte. Viele hundert deutsche Ortsnamen gaben einst Zeugnis vom geschichtlichen Dasein der zwei Millionen Deutschen im ungarischen Staat und ihrer Mitarbeit am Gedeihen des reich gesegneten Landes. Diese Ortsnamen sind äußerlich verschwunden. Aber wer eine Karte des Banats aus den achtziger Jahren, mag sie auch ungarischer Herkunft sein, zur Hand nimmt, dem klingt und singt es noch in den Ohren von trauten deutschen Namen, von dynastischen Huldigungen gegen das Haus Habsburg, von Erinnerungen an die Urheimat der Siedler. Man höre doch ein paar dieser Namen, die übertüncht worden sind: Engelsbrunn, Heufeld, Traunau, Sackelhausen, Schöndorf, Blumenthal, Neudorf, Wiesen-

haid, Greifenthal, Lichtenwald, Bruckenau, Triebswetter, Königshof, Marienfeld, Franzfeld, Josefsdorf, Kathreinfeld, Albrechtsflor, Rudolfsgnad, Karlsdorf, Gottlob, Ostern, Guttenbrunn, Liebling usw. usw. Von allen diesen und hundert anderen Ortsnamen steht nur noch der letztgenannte auf den heutigen Karten in Ungarn, es gelang nur dieser einen (evangelischen) Gemeinde, ihren herzlichen Namen, den Josef II. ihr gegeben haben soll, zu erhalten. In 109 Gemeinden Südungarns, von denen viele schon seit Anbeginn ganz fremdklingende Namen hatten, bilden die Schwaben über 90 vom Hundert der Bevölkerung, d. h. diese Orte sind völlig deutsch. In 72 Gemeinden bilden sie zwischen 50 und 90 v. H., in 72 Gemeinden wohnen 20 bis 50 v. H., und in weiteren 101 Gemeinden zählen sie unter 20 v. H. Das gibt ein plastisches Bild von ihrer Dichte und Stärke auf einem verhältnismäßig nicht allzugroßen Raum. In den Städten Temeschwar, Werschetz, Ungarisch-Weißkirchen, Fünfkirchen, Essek, Neusatz, Semlin, in den Großgemeinden Apatin (12000 Einwohner), Ruma, Neu-Arad, Lippa, Csakova, Pancsova, Hatzfeld, überall findet man älteres deutsches Bürgerleben neben dem offiziell begünstigten, durch die Beamtenschaft vertretenen jungungarischen. Dasselbe gilt von den Städten Westungarns, es gilt im höchsten Maße von den Sachsenstädten Siebenbürgens, aber nur mehr in bescheidener Weise von den Bergstädten der Zips. In der ungarischen Hauptstadt leben etwa 100 000 Deutsche und in der Umgebung derselben und donauaufwärts gibt es viele blühende dörfliche Schwabengemeinden, die mit denen in der Baranya und im Banat wetteifern an Fleiß, Reinlichkeit und Tüchtigkeit, an Wohlstand und Kinderreichtum.

Wer sich eine Gesamtübersicht des deutschen Lebens in Ungarn bilden will, der nimmt am besten Kenntnis von

der offiziellen Volkszählung von 1900. Sie ergab die Anwesenheit von 2135181 deutschen Seelen in Ungarn, die sich als solche selber bekannt haben. Diese Deutschen wohnten in 1325 Städten und Gemeinden, und sie bildeten in 1057 dieser Gemeinden die Mehrheit. Nach dem Bekenntnis eingeteilt, gab es im Jahre 1900 762 katholische und 294 evangelische Gemeinden mit deutschen Mehrheiten in Ungarn.

Nur etwa ein Zwölftel der gesamten heutigen Bevölkerung in den Ländern der ungarischen Krone ist nach offiziellen Angaben deutschen Stammes, und viel Volksgut ging im Laufe der Zeit verloren. Aber dieses Zwölftel ist eine ganze Welt. Und aus ihr heraus hat nicht nur die europäische Kultur Ungarns ihr Gepräge erhalten, dieses Deutschtum hat nicht nur an sein Vaterland eine unabsehbare Zahl von Männern der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, der Industrie und des öffentlichen Lebens in all seinen Formen abgegeben, nein, dieses Deutschtum hat auch an Österreich und an das deutsche Mutterland mit Zins und Zinseszins abgestattet, was es empfangen. Wer kann heute noch feststellen, was diese Länder in dem regen Austausch geistiger Güter, der seit Jahrhunderten stattfindet, schon aus Ungarn alles empfangen haben!? Wie groß ist doch die Zahl der Siebenbürger Sachsen, die seit siebenhundert Jahren immer wieder als geistige Arbeiter an das Deutsche Reich und an Österreich abgegeben wurden. Die junge Kolonie im Banat aber gab schon der josefinischen Zeit in Johann Friedel einen in Temeschwar geborenen Dramatiker und Erzähler. Und in dem elsässischen Dorfe Csatad im Banat wurde 1802 Nikolaus Lenau geboren, der als erster die Stimmungen der ungarischen Landschaft in die großdeutsche Literatur brachte. Die Eltern Stephan Milows wurden in der Banater Militärgrenze eingedeutscht und der hervor-

ragende Dichter gehört zu dieser Provinz. Auch M. E. delle Grazie ist eine deutsche Dichterin aus dem Banat. Und ich selbst würde meiner besten Kräfte als Heimatsdichter verlustig, wenn ich nicht sagen dürfte, daß ich ein Banater Schwabe bin. Zu uns aber gehört eine große Gruppe von deutschen Gelehrten und Schriftstellern von Ruf, die alle Deutschungarn waren oder sind, die nach außen wirken, die am großen deutschen Kulturwerk mitgearbeitet haben oder noch mitarbeiten. Es ist fast unmöglich, sie alle aufzuzählen. Der große Wiener Anatom Hyrtl war ein Deutscher aus Ungarn. Ebenso der unsterbliche Arzt Ignaz Semelweis, der siegreiche Bekämpfer des Kindbettfiebers. Franz Liszt, Richard Wagners getreuester Apostel, war ein Deutschungar von reinster Abstammung, es findet sich kein Tropfen anderen Blutes in seinem Stammbaum. Und ein anderer Getreuer Richard Wagners, der große Dirigent Hans Richter, ist ebenfalls in Westungarn geboren. Arthur Nikisch, den ganz Deutschland kennt, kommt aus dem Banat. Der Geiger Joachim und die bedeutenden Schauspieler Sonnenthal, Robert, Barnay sind deutsche Juden aus Ungarn und auch Joseph Kainz war ein geborener Deutschungar. Der berühmte Wiener Porträtmaler Angeli ist in Ödenburg geboren, der bedeutende Wiener Graphiker Michalek in Temeschwar. Der Erbauer der Wiener Hofoper, Architekt Siccardsburg, war ein Deutscher aus Pest, der Goetheforscher Schröer, einst Deutschprofessor an der Technischen Hochschule zu Wien, stammte aus Westungarn, der Historiker Schwicker aus dem Banat, der Dichter und Gelehrte Otto Hauser ist ein Deutscher aus Slawonien, die Schriftstellerin Ella Triebnigg kommt aus der Schwäbischen Türkei. Auch der Schriftsteller Wilhelm Fischer in Graz und der Romandichter Kolbenheyer gehören der Geburt nach zu Ungarn.

Der einſt berühmte Nachahmer Lenaus, Karl Bekk, nach dem in Wien eine Gaſſe benannt iſt, war ein Deutſcher aus Südungarn, wie es die Dichter Otto Alſcher, Nikolaus Schmidt, Ludwig Schmidt, F. Feld und die lokalen Kulturhiſtoriker Bernhard Böhm und Franz Wettel in Temeſchwar ſind. Unüberſehbar iſt die Reihe der Deutſchungarn, die ins Weite wirkten und noch wirken, die heute an deutſchen Hoch- und Mittelſchulen im Reich oder in Öſterreich lehren, die öffentliche Ämter inne haben oder ſonſt auf weithin ſichtbaren Poſten ſtehen. Wien hat heute ein Muſeum der Völker Öſterreich-Ungarns, aber der es ſchuf und als Direktor leitet, iſt der deutſchungariſche Univerſitätsprofeſſor Michael Haberlandt. Und an der Spitze der Wiener Stadtbibliothek und aller ſtädtiſchen Sammlungen ſteht der Schwabe Eugen Probſt aus Arad. Beſonders zahlreich ſind die Siebenbürger Sachſen im Deutſchen Reich und in Öſterreich in allen Intelligenzberufen vertreten, ſie ſind Paſtoren, Profeſſoren, Ärzte, Rechtsanwälte und Schriftſteller. Und daheim haben die Sachſen eine reiche volkskundliche Literatur, die viel zu wenig gekannt iſt in der großen deutſchen Welt. Auch die Zips hat ihre beſondere kleine Literatur, und die der Banater Deutſchen wächſt mit jedem Jahr.*)

Es ſeien aber der Namen genug genannt. Nur aus einem wurzelſtarken, kernfeſten Deutſchtum konnte eine ſolche geiſtige Blüte hervorgehen wie aus dem ungariſchen. Nur ein Volk, das geſchichtlichen Boden unter ſich fühlt, konnte ſich auch nach innen ſo ausleben, wie das ungariſche Deutſchtum, und dem ganzen Land mit vollen Händen geben. Alle Künſte und Gewerbe und Induſtrien ſchufen ſie. Die

*) Siehe „Fünfundzwanzig Jahre deutſchen Schrifttums im Banate.“ Ein Beitrag zur deutſchbanater Geiſtesgeſchichte der Jahre 1890—1915 von J. Stein. (Temesvar, Südungariſche Buchdruckerei.)

älteſte Urkunde eines deutſchen Druckes in der heutigen Donaumonarchie ſtammt aus Ungarn. Peſt war nach der Türkenzeit als deutſche Stadt wieder erſtanden und dieſe wurde, ſo wie die Ofener Königsburg, ſo wie alle Schlöſſer und Kirchen im Lande, von deutſchen Meiſtern erbaut. Das erwachende Madjarentum übertrug die Errichtung all ſeiner nationalen Schöpfungen deutſchen Händen. Sein Nationaltheater baute Matthias Zitherbart, ſeine nationale Akademie Stüler, das Rathaus Steindl, das Nationalmuſeum Michael Pollak, das Opernhaus Ybl, das Reichstagsgebäude Steindl, das Muſeum der bildenden Künſte Schickedanz und Herzog, das Schlachthaus Hennicke aus Berlin. Und Reinhold Begas ſchuf die plaſtiſchen Tiergruppen zu letzterem Bauwerke. Als man dem großen Reformator Ungarns, Stephan Szechenyi, der durchaus deutſcher Bildung war und ſich ſelbſt in ſeinen Tagebüchern ausſchließlich der deutſchen Sprache bediente, endlich ein Denkmal ſetzte, fiel auch dieſe Aufgabe einem deutſchen Bildhauer zu.

Seitdem iſt künſtleriſch ein ganz bedeutender Aufſchwung aus madjariſchem Volksboden und dem Anſchluß fremder Elemente erfolgt, aber der vornehmſte ungariſche Bildhauer heißt noch immer Strobl, und der führende Schriftſteller Herczeg heißt Franz Herzog und iſt ein Schwabe aus Werſchetz. Noch ſeine Eltern verſtanden kein Wort Madjariſch. Der Mutterſchoß der jungen nationalen Blüte Ungarns iſt eben die deutſche Kultur. Noch vor fünfzig Jahren war Peſt eine ſo deutſche Stadt, daß zwei deutſch-öſterreichiſche Dichter, die Weltruf erlangten, dort ihren erſten Verleger in Guſtav Heckenaſt fanden: Adalbert Stifter und Peter Roſegger.

Neidlos ſtehen wir Deutſchungarn dem nationalen Aufſchwung des Madjarentums gegenüber, das ſchon in

der thereſianiſchen Zeit an ſich zu arbeiten begann und ſeine Träume erſt nach hundert Jahren der Erfüllung entgegenreifen ſah. Doch müſſen wir fordern, daß auch in dem heutigen Völkerſtaat der Mutter Hungaria die Grundſätze Stephans des Heiligen hochgehalten werden — daß Raum bleibe für das tauſendjährige deutſche Leben in Ungarn.

Ausflug nach Budapeſt.

Ich habe es ſchon einmal geſagt: Wer in Gefahr iſt, dem Schnelligkeitswahn zu verfallen, dieſer abſcheulichen Zeitkrankheit, der beſteige manchmal ein Schiff und fahre gegen den Strom. Acht Stunden von Wien nach Krems. Einundzwanzig Stunden von Peſt nach Wien. Sechs Tage von Peterwardein bis nach Linz. Das kuriert. Oh, das tut wohl! Nichts Geringeres als ein neues Heilverfahren gegen rebelliſche Nerven wird derjenige der heutigen Menſchheit geſchenkt haben, der ſolche Stromfahrten in die Mode bringt.

Für den Beginn dieſer Kur ſind zuerſt Talfahrten zu verordnen, auch ſie wirken ſchon ſehr beſänftigend. Was hat der Schnelligkeitsprotz davon, der nachmittags um 3 Uhr in Wien ſeinen Zug beſteigt, daß er ſchon um 7 Uhr in Peſt iſt? Er fährt in eine Stadt ein, über der eine graue Staubwolke lagert. Wie hinter Schleiern wimmeln tauſende Menſchen durch die tiefliegenden Gaſſen, dem Feierabend entgegen. Der Schweiß der Arbeit klebt noch an ihnen. Wie anders ſieht dieſes Stadtbild zu Schiff aus. Du beſteigſt den Dampfer bei den Weißgerbern in Wien ſchon um 7 Uhr früh und landeſt gegen 9 Uhr abends am Donaukai in Budapeſt. Als ob du zu einem Krönungsfeſt geladen wärſt, ſo erſtrahlt die Stadt im Lichterglanz bis hoch hinauf zur Feſte auf dem Blocksberg. Die Einfahrt hat ihresgleichen nicht.

Das wiſſen die Fremden. Alle Sprachen werden auf Deck geſprochen, nur Wieneriſch nicht. Auf zwanzig Engländer kommt immer nur ein Deutſcher. Es muß ein bißchen Neid dabei im Spiele ſein, daß ſo wenige Wiener die Fahrt zu Waſſer machen; ſie gönnen den Peſtern dieſes Donaubild nicht im Mittelpunkte der Stadt.... Unſre Engländer an Bord zerfielen in zwei Gruppen, in Amerikaner und Euro-

päer und jede hatte einen Leithammel. Aber sie verkehrten nicht miteinander; es scheint, daß die englischen Europäer die Sprachgenossen von jenseits des Ozeans nicht für voll genommen haben. Und darin sollten sie sich nicht getäuscht haben, denn schon hinter Komorn fing ein sehr glattrasierter, sehr anglisiert aussehender Herr aus der amerikanischen Gruppe madjarisch zu reden an mit einem Passagier, der sich ihm genähert hatte. Er war ein ungarischer Jude aus Amerika. Seine Frau führte die Kasse der Gesellschaft und rechnete ohne Unterlaß. Als wir den Dom von Gran bewunderten, war sie in die Schlußrechnung des Tages vertieft und feilschte mit dem Zahlkellner, der für elf Personen eine Krone Trinkgeld bekam. Die Damen der anderen Gruppe nahmen bei Gran gelassen den dritten Romanband zur Hand. Sie lasen den ganzen Tag um die Wette und schauten nicht nach links und nicht nach rechts. Wären sie mit dem Schnellzug gefahren, hätten sie am Ende nur einen Band lesen können an diesem Tage. Ihr Leithammel aber gab zwei Kronen für sieben Personen. Der unvorsichtige Zahlkellner beredete das ganz laut. Und er machte auch eine Anmerkung zu seinem Text. Die Engländer, die in Herden reisen, das sind die wahren Engländer nicht, meinte er. Jedenfalls sind sie unergiebiger für die Trinkgelderindustrie.

Ich ging in Pest diesmal darauf aus, Dinge zu sehen, die ich noch nicht kannte. Man lernt diese Stadt nicht kennen, wenn man die Ofener Burg, das Parlament am Donauufer, die altertümelnden Architekturkünste an der Fischerstiege, einige Neubauten oder pathetisch deklamierende Denkmäler wie das Petöfis, die Galerien, die Untergrundbahn und die Margareteninsel für den Inbegriff ihrer Sehenswürdigkeiten hält. Da muß man schon tiefer schürfen. Ich habe mich in dieser Stadt oft darauf ertappt, daß ich ihr Zen-

trum ſuchte, ihr baugeſchichtliches Herz. Sie hat keines. Das iſt alles ſo neu, ſo jung. Über Ofen weht der Hauch der Jahrhunderte, Peſt iſt ein amerikaniſches Gebilde. Und die Vereinigung der beiden Städte iſt nur eine äußerliche; wer das Geſamtbild vor Augen hat, dem erſcheint die Donau mit ihren ſchönen Uferbauten und ihren ſieben Brücken als der Mittelpunkt von Budapeſt. Im übrigen Stadtbild fehlen die großen, ruhigen Plätze, die künſtleriſchen Salons, die Sammelpunkte. Peſt war eben nie ein Fürſtenſitz, es hatte nie eine wehrhafte Bürgerſchaft, die ſich mit ſtarken Mauern umgab und ſich verteidigte, wenn ein Feind nahte. Dieſe Stadt war immer offen und wurde ein Tummelplatz derer, die Ofen haben wollten. Und erſt nach der Türkenzeit, da Ofen von keinem Feinde mehr belagert wurde, hat ſich dieſe Kaufmannsſtadt entwickelt. Sie ruht auf einem habsburgiſch-patriotiſchen Grundſchema: Thereſienſtadt, Leopoldſtadt, Franzſtadt heißen ihre älteſten Teile. Und es iſt erſtaunlich, was der Wille eines Landes, der eine Hauptſtadt zu ſchaffen unternimmt, in einem halben Jahrhundert leiſten kann. Der nüchterne Grundriß freilich war aus der Stadt nicht herauszubringen. Trotz der Verſuche mit einem Ring und der adeligen Andraſſyſtraße, die keinen Schienenweg auf ihrem Rücken duldet, hat man es zu keinem inneren Sammelpunkt gebracht. Die Monumentalität der alten Städte, die ein künſtleriſcher Ausdruck ihrer Geſellſchaftsordnung war, iſt nun einmal nicht zu erſetzen. Aber was ſonſt zu leiſten war, das hat Budapeſt geleiſtet. Die Stadt iſt zum Ausdruck der neueren ungariſchen Geſchichte geworden, in ihr ſpiegelt ſich das Land. Was ſeit den Tagen Stephan Szechenyis an Kulturwerken geſchaffen wurde, ſchoß hier in die Blüte, und die Träger dieſer geſchichtlichen Entwicklung ſind ſämtlich durch Denkmäler geehrt worden.

Es gibt keine zweite Stadt und keinen zweiten Staat mit so vielen nationalen Größen. Höchstens das neuere Italien käme da in Betracht. An allen Ecken und Enden grüßen den Fremden die Standbilder unbekannter Heroen. Die nationale Dankbarkeit in diesem Lande scheint unerschöpflich. Wer näher vertraut ist mit den Verhältnissen, wer die politische und die Geistesgeschichte des Landes kennt, der findet so manchen rührenden Zug in dieser Denkmalwut. Ist es nicht eine einzigartige Erscheinung, daß ein Anonymus, ein Notar unbekannten Stammes, ein Denkmal erhielt? Dieser Unbekannte hat ein phantasievolles Dokument hinterlassen über die Landnahme der Madjaren, die Eroberung Ungarns. Nicht einmal das ist gewiß, ob er der Notar Belas des Dritten oder Vierten war, also wann er gelebt hat. Da seine Aufzeichnungen aber zur Hauptquelle der Urgeschichte geworden sind (ihre Zuverlässigkeit wird freilich angezweifelt), bekam er in der Zeit des Millenniumrausches sein Denkmal. Ein sehr feines, stimmungsvolles Denkmal. Der Künstler hat das Gesicht des Mannes, von dem nichts bekannt ist als eine Urkunde, verhängt und verschleiert. Und die Inschrift lautet: „Anonymus. Gloriosissimi Belae Regis Notarius." So hat man sich auch um die Streitfrage, wann der Unbekannte gelebt haben mag, herumgedrückt.

Die neueste Mode der ungarischen Denkmalkultur ist überhaupt das anonyme Standbild. Man setzt nationalen Dichtern Denkmäler und verschweigt ihre Namen. Es soll und muß ganz einfach jedermann wissen, wer das ist. Man schreibt einen Vers, die erste Zeile eines Liedes auf den Sockel, und das muß genügen. So manchen mag das wie Größenwahn anmuten. Aber setzt ein Volk Denkmäler für Fremde? Und will es damit nicht bekunden, daß nur höchste Popularität zu solcher Ehrung führen kann? Vielleicht

müßte man da und dort so manches Denkmal niederreißen, wenn man an Stelle des Namens ein allen bekanntes Werk setzen wollte, das der Gefeierte geschaffen. Das jüngste dieser anonymen Budapester Standbilder habe ich jetzt gesehen. Auf hohem Sockel sitzt ein Mann von ungarischem Typus und horcht hinab in die Tiefe. Vor dem Sockel und rings um denselben stehen in voller Lebensgröße die Vertreter aller Gesellschafts- und Altersklassen des madjarischen Volkes. Vom Edelmann mit seinen Kindern bis zum Csikos und Juhasz (Pferde- und Schafhirt), von der Schloßherrin und dem Edelfräulein bis zur Kuhmagd, vom Greis bis zum lallenden Kinde — alle, alle sind da versammelt, alle haben den Mund ein wenig geöffnet und singen das Vaterlandslied, dessen zwei erste Zeilen auf dem Sockel zu lesen sind. Wer in Ungarn lebt, der weiß, daß er die ersten Verse des „Szozat" vor sich hat. Und er soll auch wissen, daß der Dichter dieses Liedes Michael Vörösmarty hieß. Dieses Denkmal hat mich ergriffen, Gedanke und Ausführung sind von packender Kraft. —

Ich habe auch die politischen Klubs besucht, in denen sich das Leben der Parteien abspielt und das Baccarat ungefährdet blüht. Das Nationalkasino und das Landeskasino waren mir nicht mehr neu, wohl aber der Parkklub. Er liegt weit draußen in einem neuen Stadtteil, in der Stephaniestraße, und ist eigentlich ein Sommerklub. Er hat seine Hochsaison im Mai und ist der Extrakt aller andern gesellschaftlichen Vereinigungen. Auf der Tafel der jetzt zur Aufnahme Angemeldeten stehen ein Prinz Odescalchi und ein Graf Teleki. Daneben ihre Bürgen. In der Mitgliederliste findet man die meisten Potentaten Europas; zwei dieser Mitglieder, Franz Joseph I. und Wilhelm II., haben dem Klub ihre Bildnisse in Husarenuniform gespendet.

Das einstöckige Renaissancepalais, nur aus Gesellschaftsräumen bestehend, liegt in einem Park, und sein Inneres ist das vornehmste Museum, das Budapest besitzt. Jeder Schrank, jede Uhr, jeder Stuhl, jeder Gebrauchsgegenstand ein Kunstwerk. Nichts schreit, alles fügt sich in einen fast bescheiden anmutenden Rahmen. Es ist höchste Kultur und vornehmster Luxus in diesem auch den Damen zugänglichen Klub. Seine 850 auserwählten Mitglieder aber können mit ihrem Jahresbeitrag von zweihundert Kronen dieses Haus nicht erhalten, es fließen immer Spenden der einzelnen hinzu. Und aus Spenden flossen wohl auch die erlesenen Kunstgegenstände zusammen, unter denen sich eine Malachitvase befindet, von der die Sage geht, daß sie nur zwei Geschwister habe, eine besitzt der Papst und eine der Czar von Rußland. Sie wird denn auch mit dreihunderttausend Kronen bewertet. Die Spielräume nehmen natürlich die größte Bodenfläche des Hauses ein. Das ist in Ungarn nicht anders. Auch eine Bibliothek ist da. Politische Literatur, gesammelte Sportzeitungen und Jahresberichte verschiedener Gesellschaften, Theatre-Francais, Racine, Victor Hugo in dreißig Bänden, englische und madjarische Belletristik. Ein dünnes Bändchen mit deutschem Rückendruck habe ich auch entdeckt. „Vor den Kulissen" heißt dieses einzige deutsche Meisterwerk. Es enthält ganz banalen Theaterklatsch.

Und auch auf dem Kerepescher Friedhof bin ich gewesen, dem alten Budapester Zentralfriedhof. Er ist nicht so gut gehalten, als man es erwarten sollte, er stimmt sehr melancholisch. Durch eine wahre Wüstenei kommt man zu den drei Paradestücken der Nation, den Grabstätten des (1849 erschossenen) Grafen Ludwig Batthyanyi, des edlen Franz Deak und des Diktators Ludwig Kossuth. Zwischen ihnen

liegt die ganze Blüte des neueren Ungarn, und eine Miniſterbüſte reiht ſich an die andre. Einige ſtimmungsvolle Dichtergräber: Arany, Vörösmarty, Toth, Erkel, der Komponiſt der ungariſchen Nationaloper „Hunyadi Laszlo“ und viele andere (ſo auch Klapka, Türr) ſind da zu finden. Neben dem beſcheidenen Rundbau, in dem Deaks Sarkophag mit der Inſchrift: „A Haza Bölcse“ (Der Weiſe des Vaterlandes) ſteht, wirkt das koloſſale Koſſuth-Mauſoleum ſehr theatraliſch. Wie ein architektoniſcher Triumphſchrei. Es iſt übrigens zu einer Grabſtätte der ganzen Dynaſtie Koſſuth erweitert worden, jedes Familienmitglied hat ſeine Niſche, und alle Wände des byzantiniſch prunkvollen Innenraumes ſind von Legenden bedeckt. Von vornehmer Wirkung iſt der Prachtſarkophag Koſſuths aus braſilianiſchem Onix mit ſtiliſierten Goldbeſchlägen. Aber es fehlt ihm die menſchliche Beziehung, die den einfachen Sarg Deaks dem Gemüt nahe bringt. Zwei Kranzgewinde hat man für den Sarg Deaks konſerviert, das der Königin Eliſabeth und das der nach Amerika ausgewanderten Madjaren. Sie allein ſchmücken den Sarg des Weiſen. Darin liegt mehr Stimmung als in dem ſymboliſchen Kettengeraſſel gefeſſelter Löwen und Tiger am Koſſuth-Mauſoleum.

Eine Wanderung durch dieſen weiten Friedhof iſt für nachdenkliche Menſchen ſehr lohnend. Von den hunderttauſend Deutſchen, die in Budapeſt leben, ſcheint gar niemand mehr zu ſterben. Man duldet nämlich keine deutſche Grabinſchrift mehr! Da laufen die Grüfte der vornehmſten Alt-Peſter Familien die Mauer entlang. Der Großvater und Vater haben noch deutſche Inſchriften. Unter ihren biederen Schwabennamen ſtehen die der Enkel.... Wer ſich im Leben der Madjariſierung entzog, den erreicht ſie im Tode.

Reich an Eindrücken der schönsten und zwiespältigsten Art bestieg ich nach drei Tagen wieder einen Donaudampfer und fuhr dem Strom entgegen. Anstatt vier Stunden Schnellzug — einundzwanzig Stunden Wasserfahrt. Aber diese Fahrt ist herrlich. Die lüftet den Menschen wirklich aus. In dunkler Gewitternacht sucht das Auge des Steuermannes die sichere Fährte, der hochgehende Strom wälzt sich uns wutschnaubend entgegen, aber er muß die Bahn freigeben, muß seine trüben Wasser teilen. Und es schläft sich gut in der Kabine, die man endlich aufsucht. Und dann kommt noch ein ganz sonniger Tag auf Deck. Ein Tag der Einsamkeit. Auf der Hinfahrt ein gemeinschaftliches Mahl für achtzig Personen, hinauf für sechs. Auch das tut wohl. Es gibt noch Orte, wo man allein sein und sogar arbeiten kann — zu ihnen gehört die Donau auf Bergfahrten.

Ein deutſcher Petöfi.

Oft werde ich von ſchwäbiſchen Gemeinden im Banat um Rat gefragt, wie ſie die Bücherei ihres dörflichen Leſevereins, ihres „Kaſinos“, einzurichten hätten. Nie unterlaſſe ich es bei ſolchen Gelegenheiten, zu verlangen, daß auch die ungariſchen Dichter einzureihen ſeien. Man ſoll die Romane Jokais leſen und namentlich die feurigen Gedichte Petöfis, die ja auch außerhalb Ungarns überall geleſen werden. Wer in Ungarn lebt, muß ihn kennen.

Es gibt größere ungariſche Dichter als Alexander Petöfi, und doch ſind ſie dem Auslande nicht bekannt, ſie werden wenig überſetzt und finden kein europäiſches Publikum. Dieſer Jüngling aber genießt Weltruhm. Sein Steinbild in Budapeſt ragt hoch, die Rechte hebt er leidenſchaftlich zum Himmel auf und deklamiert: „Auf die Sohlen, Madjaren!“ Er iſt der Liebling der Jugend, ihr beſtändiges Ideal. Sein romantiſches Leben, ſein tragiſches Ende hat alles vergoldet, was von ihm ſtammt, es hat ihn über die anderen Poeten ſeiner Heimat erhoben. Haben wir nicht auch ein deutſches Beiſpiel für ſolchen Ruhm? Der Jüngling Theodor Körner iſt früh zu den Klaſſikern eingegangen, weil er nicht nur ein Dichter, ſondern auch ein Held war, der für die Freiheit, die er beſang, zu ſterben wußte.

Mit dieſem Dichterjüngling der deutſchen Befreiungskriege hat Petöfi manch äußerliche Ähnlichkeit, nur fiel Körner ſchon mit zweiundzwanzig Jahren, während Petöfi um ein Luſtrum mehr Zeit gegönnt war zur Entwicklung ſeines größeren, urſprünglicheren poetiſchen Talentes. Wie ein Komet erſchien er um 1842 am Himmel der ungariſchen Literatur, um im Jahre 1849 ſtrahlend unterzugehen.

Man erweist Alexander Petöfi keinen Dienst, wenn man ihn, wie dies neuestens geschieht, immer mit den größten Geistern der Weltliteratur in einem Atem nennt. Er ist zu eigenartig und bodenständig, zu stürmisch und von Temperament überquellend, und es fehlt ihm zu viel zur Vollreife des Mannes, um neben Goethe und Shakespeare bestehen zu können, in deren Nähe begeisterte Anhänger ihn gerückt wissen wollen. Er gehört neben Beranger und Heine, neben Arndt, Chamisso und Puschkin, wenn man ihm durchaus in internationaler Gesellschaft einen Rang anweisen will. Aber am besten ist es, man macht sich mit seinen Genossen auf dem ungarischen Parnaß näher bekannt und lernt verstehen, welche Stellung ihm zwischen Michael Vörösmarty und Johann Aranyi zukommt, den beiden Hauptsäulen der ungarischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Wer diese abgeklärten Epiker, diese Weisen unter den ungarischen Dichtern kennt, der wird auch den stürmischen Petöfi richtig einschätzen, der heute als der größte Lyriker des Landes gilt. Man kann dies in solcher Einschränkung gelten lassen. In ganz objektiven, rein literarisch urteilenden Kreisen darf aber darüber kein Zweifel herrschen, daß Petöfi nur als vaterländischer Tendenzdichter so groß werden konnte. Die nationale Glorie des zeitweise überhitzten Freiheitssängers fällt ab von ihm, wenn er vor ein europäisches Publikum tritt, und nur was dann noch übrig bleibt, kann auf dieses Weltpublikum wirken. So erscheint er naturgemäß in der Fremde kleiner als in der Heimat. Bei ganz großen Dichtern, wie z. B. Shakespeare, ist nicht selten das Gegenteil eingetreten.

Viele Übersetzer haben sich an Petöfi versucht, Adolf Dux, Melas, G. Steinacker, Max Farkas, Ladislaus Neugebauer, Moritz Kolbenheyer und andere. Aber die Schwie-

rigkeiten waren zu groß, die Überſetzungen blieben eben Überſetzungen, ſie laſen ſich immer wie ein Fremdes, und man konnte bei jeder Strophe ahnen, was da noch zurückblieb. Vor vier Jahrzehnten tauchte plötzlich ein Petöfi-Überſetzer auf, der von Moritz Jokai warm empfohlen und der Öffentlichkeit vorgeſtellt wurde. Es erſchien die volkstümliche poetiſche Erzählung „Held János“ von Petöfi in einer „Nachdichtung“ von J. Schnitzer. Sie las ſich wie ein deutſches Gedicht und war doch ganz und gar von dem Gefühls- und Gedankeninhalt, dem Schwung und dem muſikaliſchen Tonfall des Originals erfüllt. Da war einem Poeten wieder einmal ein Nachdichter erſtanden, der begriff, daß man gar leicht eines nationalen Dichters Worte in eine fremde Sprache übertragen könne, nicht aber deſſen Empfindungswelt, deſſen Geiſt und die ſeeliſche Muſik ſeines Weſens, wenn man nichts Eigenes zu geben hat und nicht den Mut aufbringt, den Goldgehalt des Originals wie in einer Retorte aufzulöſen und neu zu prägen.

Daß dies mit „Held János“ geſchehen war, dieſe Empfindung hatten wir jungen Leſer damals in Peſt. Die poetiſche Erzählung zerfällt in mehrere Geſänge, geht von der Realiſtik des Dorflebens auf der ungariſchen Pußta aus, erhebt ſich zu phantaſtiſcher Romantik, zur Märchenform, und durchmißt alle dichteriſchen Stilarten, die man in der nachbyronſchen Zeit liebte. Nie habe ich Petöfi höher geſchätzt als nach der Lektüre jener Verdeutſchung ſeines „János“. Aber der deutſche Überſetzer ließ nie wieder etwas hören von ſich. Ich hatte überſehen, daß es derſelbe Mann war, der in Peſt ein Tageblatt gründete und leitete, der mit Jokai ſpäter den „Zigeunerbaron“ ſchrieb und an mancher anderen Wiener Operette beteiligt war. Dieſe ſchriftſtelleriſche Entwicklung lag weit ab vom Ernſte des einſtigen Petöfi-Nach-

dichters. Aber jetzt, nach Jahrzehnten, kommt J. Schnitzer wieder mit Petöfi, nicht mit einem Werk des Dichters, nicht mit einem Buch, nein, mit einem vollständigen Petöfi in sechs Bänden. Das ist eine angenehme Überraschung. Was der stürmische ungarische Jüngling in wenigen Jahren wie ein Vulkan aus sich herauswarf, daran hat ein anderer in den besten Stunden eines langen Lebens gefeilt und gehämmert, und er bringt sein Werk als Siebziger endlich zustande.

Ein solch ernstes Unternehmen verlangt erhöhte Aufmerksamkeit. Und Schnitzer hat sie auch schon gefunden. Albert von Berzeviczy, der Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, gab dieser Petöfi-Ausgabe das Geleitwort und approbierte sie unter magyarischen Gesichtspunkten. Er kennt seinen Petöfi, nennt ihn schlankweg den größten ungarischen Poeten und billigt die freie Nachdichtung Schnitzers durchaus, der er Feingefühl, künstlerisches Maß und einen vornehmen Geschmack nachrühmt.

Wer die bisherigen Übersetzer Petöfis, auf deren Schultern J. Schnitzer steht, kennt, wird diesem Urteil zustimmen, ohne den Vorläufern Unrecht zu tun. Sie wollten die Treue des Wortes, er aber will mehr! Vergleichen wir Kleinigkeiten. Petöfi läuft jung zum Theater, wird zuerst Statist, dann erhält er kleine Rollen. Er hat acht Zeilen auf den historischen Augenblick geschrieben, in dem er seine erste Rolle erhielt. Sie scheint nichts anderes gewesen zu sein als ein Blättchen für den Statisten, das Vorschriften enthielt über die Anteilnahme der Komparserie am Spiel der Protagonisten. Moritz Kolbenheyer übersetzte diese zwei Strophen wie folgt:

„Schauſpieler war geworden ich,
Als erſte Rolle fiel
Das Lachen auf der Bretterwelt
Mir zum unheitern Spiel.

Ich habe, meiner Rolle treu,
Gelacht nach Herzensluſt;
Zu weinen gibt es ſpäter Grund,
Das war ich mir bewußt."

J. Schnitzer:

„Schauſpieler ward ich. Ich bekam
Die erſte Rolle,
D'rin ſtand, daß auf der Bühne ich
Auch lachen ſolle.

Da lacht' ich denn aus voller Bruſt —
Ich dachte eben:
Dies Leben wird mir Grund genug
Zum Weinen geben!"

Die geiſtige und formale Überlegenheit der zweiten Faſſung iſt ſo augenfällig, daß man ſich zu fragen verſucht fühlt, ob die Schlußpointe von Petöfi oder von Schnitzer iſt, da der erſte Überſetzer ſie nicht einmal ahnt.

Soll man weitere Vergleiche durchführen? Wählen wir eines der harmloſeſten und hübſcheſten Gedichte Petöfis und verſchweigen wir den Namen des erſten, ſehr geſchätzten deutſchen Überſetzers, um jeden Schein einer abſichtlichen Bloßſtellung zu vermeiden. Nennen wir die ältere Überſetzung A, die neue B:

A 1.

In die Küche trat ich, meine
Pfeife wollt' mit Glut ich laben. . . .
Nun — ich hätt' ſie angezündet,
Würd' ſie nicht gebrannt ſchon haben.

B 1.

Ich trat hinein zur Küchentür
Und brannte an mein Pfeifchen mir,
Das heißt, ich hätt' es angebrannt,
Hätt' es nicht ohnehin gebrannt.

A 2.

Lange brannt' mir schon die Pfeife,
Mußte d'rum hinein nicht gehen,
Sondern ging nur, weil ein schönes
Mädchen ich dort hab' gesehen.

B 2.

Mein Pfeifchen, ei, das brannte fein,
Ich trat auch nicht deshalb hinein,
Ich trat nur ein, weil ich gseh'n
Ein Mädel drin am Herde steh'n.

A 3.

Feuer schürte an sie eben,
Daß die Scheiter helle sprühten.
Hei! Doch ihre beiden Augen
Wohl viel heller noch erglühten.

B 3.

Sie schürt die Glut, legt Holz darauf,
Die Flamme lodert lustig auf.
Doch heller flammt es noch fürwahr
Aus ihrem dunklen Augenpaar!

A 4.

Als ich eintrat, sah auf mich sie,
Blickt mich an — 's ist nicht zu nennen!
Wohl verlöschte mir die Pfeife,
Doch mein Herz fing an zu brennen.

B 4.

Ich trat hinein, sie sah mich an,
Da hatte sie mir's angetan:
Mein brennend' Pfeiflein ging mir aus,
Ich trug ein brennend' Herz nach Haus.

Man mag Zeile um Zeile vergleichen, Wort um Wort, es ist in der Übersetzung B alles frischer, wärmer, echter, sie hat den Reiz eines Originals, während A alle Härten und Verlegenheiten einer vom Wort abhängigen Übersetzung aufweist. Auf der Höhe dieser ganz zufällig gewählten Beispiele stehen vielleicht nicht sämtliche Gedichte dieser sechs Bände, aber man wird kaum eines finden, das nicht besser verdeutscht wäre als es bei früheren Versuchen geschah.

Mit der Nachdichtung des ganzen Petöfi hat der Übersetzer sich aber nicht begnügt, er gibt uns auch eine umfassende Lebensgeschichte des Dichters und fügt jedem Doppelband eine Fülle von „erzählenden Anmerkungen" hinzu. Er nennt sie wohl erzählend, weil er in ihnen keine philologische Arbeit darbietet, sondern eine anekdotische Ergänzung der Lebensgeschichte. Er schreibt gewissermaßen für jedes einzelne interessante Gedicht eine besondere Biographie. Auch diese Beigabe ist geeignet, uns dem Verständnisse des Poeten und seiner Zeit näher zu bringen.

Von den Lebensumständen, der Abstammung und dem Bildungsgange Petöfis weiß Schnitzer vieles zu erzählen, das nicht allgemein bekannt geworden ist. Der Vater war aus dem slowakischen Bezirke Wag-Neusiedl in das madjarische Tiefland gekommen und betrieb dort das Metzgergewerbe. Er hieß Stephan Petrovics und stammte von Serben ab. Petöfis Mutter hieß Hruza und war eine Slowakin. Erst nach ihrem fünfundzwanzigsten Jahre lernte sie ein wenig Madjarisch. Das waren die Eltern. Der Vater ein südslavisches Temperament und ein Eisenkopf, die slowakische Mutter weich und empfindsam. Es gab die richtige Blutmischung für das stürmische Naturell des Sohnes, der als Kind in einer völlig madjarischen Gegend heranwuchs und früh ein Ungar werden sollte. Die Mittel-

ſchule war für ihn ein Leidensweg, er kam nicht vorwärts und wollte ſchon aus dem Untergymnaſium davonlaufen und ſich einer Wanderſchmiere anſchließen. Da wird der Vater herbeigerufen, und der prügelt ihn windelweich. Das hilft für einige Zeit, aber was geſchehen muß, geſchieht dennoch, der junge Petrovics bleibt nicht im Geleiſe. Er wird vom Vater verſtoßen, hungert, macht dumme Streiche, wird Statiſt beim Theater, Soldat und wieder Student, verſöhnt ſich mit dem Vater und kommt endlich wieder zu der Mutter heim, an der er mit innigſter Zärtlichkeit hängt. Aber es reißt ihn bald wieder ins Leben fort, und er ſtürzt ſich kopfüber in die Bewegung der Zeit. Eine lange Kette von Liebeleien ſchlingt ſich durch ſein junges Leben. Er heiratet, wird Vater eines Sohnes, iſt mit Jokai Redakteur eines Blattes und wird dann zum zweiten Male Soldat, Honved. In der Schlacht gegen die Ruſſen, die am 31. Juli 1849 bei Schäßburg in Siebenbürgen ſtattfindet, geht er unter und es iſt jede Spur verloren, die die Art ſeines Todes aufklären könnte. Wie eine Fackel hat ſein Leben gelodert und nun war dieſe Fackel erloſchen.

Seine dichteriſche Entwicklung vollzog ſich im Rahmen dieſes kurzen, bewegten Lebens ſehr raſch. Nur ſeine Studiengenoſſen wußten, was er bedeutete, er riß ſie wie oft hin durch ſeine Verſe. Und als er im Jahre 1842 — er zählte zwanzig — der Peſter Zeitſchrift „Athenäum“ ſein erſtes Gedicht einſchickte, wurde es auch gedruckt. „Der Zecher“ hieß es und war eine Verherrlichung des Weines. Unter der letzten Strophe aber ſtand der Name Alexander Petrovics. Erſt ein Jahr ſpäter, da er ſchon in die erſte Reihe der jungen Dichter vorgerückt war, hieß er plötzlich Petöfi Sandor. Und bald geſchah etwas, das ſelbſt in Ungarn, dem Lande der großen Maskerade, in dem jeder

Zweite einmal anders geheißen hat, einzig gewesen sein mag: Der einst so harte Vater Petrovics nahm den Namen des berühmten Sohnes an, der ein großer Kämpe für das Ungartum geworden war und seine Feder in der Hauptstadt schwang wie ein Schwert. Diesen Vater apostrophiert Petöfi einmal launig wie folgt:

Du wolltest, lieber Vater, stets,
Daß ich Dein Handwerk treibe,
Dein Sohn sollt' auch ein Metzger sein,
Ich aber, nun, ich „schreibe"!

Und dennoch, ob's auch anders scheint,
Begegnen wir uns wieder:
Du schlägst die Ochsen mit dem Beil,
Ich mit der Feder nieder.

Das ist Petöfi, der Dichter, der nationale Herold, der Kämpfer, der seine Liederstrophen wie Keulen schwingt und sie Freund und Feind an den Kopf wirft. Auch Vörösmarty und Moritz Jokai mußten sich wehren gegen seinen dichterischen Metzgerdrang, mit der Feder niederzuschlagen, was ihm im Wege stand. Er schonte niemand und nichts. Wer ihn in seiner höchsten Verstiegenheit, in seinem ganzen Fanatismus kennen lernen will, der lese seine Dichtung „Der Apostel" und betrachte sein Denkmal in Pest. Wer ihn liebgewinnen will, der genieße seine Idyllen, seine volksmäßigen Lieder und poetischen Erzählungen.

Die Siebenbürger Sachsen.

Wie wenn ein Sohn oder Bruder, der vor langen, langen Jahren mit den Seinen in die ungewisse Fremde zog zu wilden Völkerschaften, sich dort ansiedelte, vermehrte, eine Gemeinde bildete und in manchem rauhen Lebenssturm bestand, wie wenn solch ein Sohn oder Bruder sich nun endlich hinsetzte und einen Rechenschaftsbericht an die Heimgebliebenen schriebe und an alle die, die seiner noch gedächten, so muß das Werk, von dem hier geredet werden soll, jeden deutschen Leser anmuten.

Es ist die Geschichte der Siebenbürger Sachsen.

Vom Mittelrhein und von den Ufern der Mosel brachen sie einst auf, von ungarischen Königen gerufen, um deutsche Gesittung und deutsche Arbeit nach dem Osten zu tragen bis an die Pforte von Asien. O, wie weit war der Weg aus Franken bis an die äußerste Grenze von Siebenbürgen, den diese deutschen Auswanderer in den Jahren von 1141 bis 1161 mit Kind und Kegel, mit Gesinde und Haustieren, mit Waffen, Werkzeugen und landwirtschaftlichen Geräten einst zogen, in Begleitung ihrer Geistlichen und Lehrer, ihrer Sprecher und Führer. Und die ersten, die dem Ruf des Königs Geisa II. gefolgt waren und an ihr fernes Ziel kamen, mußten gute Botschaften nach der Heimat gesendet haben, denn es folgte Gruppe um Gruppe, und sie wurden auf weiten, von einander getrennten Gebieten angesiedelt, die bestimmt waren, einmal zu einem großen politischen Gemeinwesen (Universitas) zusammengefaßt zu werden. Zuerst war es Königsboden, auf dem die Einwanderer saßen, dann wurde es Sachsenboden. Denn es erfloß 1224 ein königlicher Freibrief für die deutschen Kulturträger, der sie zu Herren und Eigentümern des Landes machte, das sie

bewohnten und in dem ſie ſich als ein wehrhaftes Volk fortan behaupten ſollten. Sie waren Bauern und Handwerker, ſie zuerſt brachten den Begriff des Bürgertums in eine Welt, in der es nur Adelige und Hörige gab, Herren und Knechte. Und man hielt ſie gleich dem heimiſchen Adel, ſtattete ihre Gemeinſchaft mit denſelben Rechten aus. Die Verfaſſung Siebenbürgens beruhte fortan auf den drei Landſtänden, dem Adel, den Szeklern und den Sachſen. Gleich an Rechten, ungleich an Pflichten ſtanden ſie dem König gegenüber, denn der Adel war ſteuerfrei. Auf dem ſiebenbürgiſchen Landtage wurde lateiniſch verhandelt, und die ſächſiſchen Handwerker lernten Lateiniſch. Gegen Mongolen, Türken und andre Völkerſchaften galt es, feſte Burgen zu bauen und mit dem Schwert zu kämpfen, und die Sachſen bauten nicht nur ihre berühmten ſieben Burgen, ſie ſchufen aus jedem großen Gehöft einen wehrhaften Sitz, und ſie zogen Ringe und Mauern um ihre Kirchen, in denen ſie in der höchſten Not Schutz fanden. Galt es, auszuziehen gegen einen Feind, ſtellten ſie ihre Fähnlein, ihre Reiterſcharen. Kein Fürſt Siebenbürgens, kein König und kein Kaiſer appellierte vergeblich an ſie. Bei Mohacs waren ſie mit dabei, in allen Kriegen der Zapolya, Bethlen und Rakoczy bluteten ſie, von Mongolen und Türken wurden ſie dezimiert, und noch gegen Napoleon ſtellten ſie ein ſächſiſches Infanterieregiment ins Feld und ein tauſendköpfiges Jägerbataillon, das mitzog bis Paris. Sie waren immer und überall mit dabei, ſie ſchufen die erſten Städte in Siebenbürgen, brachten das Handwerk zu ungeahnter Blüte, fanden Handelswege nach dem Oſten und holten ſich ihre Bildung aus dem Weſten. Denn nie verloren ſie den geiſtigen Zuſammenhang mit der alten Heimat. Und als dort Martin Luther auftrat, ſchlugen ihm alle deutſchen

Herzen in Siebenbürgen entgegen, so rasch und so einmütig wurde keine andre Volksgruppe reformiert, wie die der Siebenbürger Sachsen. Was ihnen noch gefehlt hatte an dem inneren Zusammenschluß aller seelischen Kräfte im eigenen Volke, das gewannen sie jetzt mit der deutschen Kirche. Und als ihr städtisches Patriziertum groß wurde und zur Überhebung neigte, dem Adel nachäffte und gern vornehm geworden wäre, da faßte die sächsische Nationsuniversität im Jahre 1613 den Beschluß, daß „alle diejenigen, die sich dem Adel insinuierten, von allen Ehrenämtern inmitten der Nation ausgeschlossen sein sollten". So bleiben sie eine vollkommene Demokratie, eine einzige Familie von Bauern und Bürgern, und gestehen nur dem einen gewissen Rang und eine höhere Gewalt zu, der durch ihre Wahl ein Amt bekleidet, und auch nur so lange, als er es bekleidet.

Das ist die flüchtige Umrißlinie dieses Völkchens. Es zählt kaum 230000 Seelen, bildet aber durch seine wunderbare, in acht Jahrhunderten entwickelte, in tausend Gefahren erprobte Organisation einen festen Körper und hat in der Geschichte Siebenbürgens eine Rolle gespielt, wie vielleicht noch nie ein so kleiner Bruchteil einer Nation sie in einem Lande gespielt hat. Man kann nur an die Buren denken, wenn man von ihnen spricht.

Und aus der Mitte der Sachsen sind auch seine Geschichtschreiber erstanden. Ihr berühmter Bischof und Volksmann Georg Daniel Teutsch hat schon vor fünfzig Jahren den ersten Band seiner Sachsengeschichte veröffentlicht, dann aber stellte das Leben, stellten die Tageskämpfe, in die die kleine sächsische Nation hineingerissen wurde, derartige Anforderungen an ihren Führer, daß er seine ganze Kraft in ihnen verbrauchte. Es galt, Geschichte zu machen, nicht Geschichte zu schreiben. Und jetzt steht sein Sohn, Doktor

Friedrich Teutſch, als Sachſenbiſchof auf dem Poſten des Vaters. Er hütet die geiſtlichen und weltlichen Werke ſeines großen Vorgängers, und er ſetzt auch deſſen Sachſengeſchichte fort.*) Auch das iſt nicht alltäglich, auch das möchte man ſächſiſch nennen. Denn wie ſelten geſchieht es, daß ein Sohn ſo ganz in die Fußtapfen des Vaters tritt. Es vollzieht ſich wohl im bürgerlichen Leben, auf wirtſchaftlichen Gebieten, wo große materielle Werte in Frage ſtehen und wo der Zwang zur Anpaſſung erzieht, aber in geiſtigen Berufen, auf dem Gebiete der Gelehrſamkeit und der ſchriftſtelleriſchen Betätigung iſt es durchaus ungewöhnlich. Denn hier entſcheiden beſondere Talente und Fähigkeiten, hier gilt das künſtleriſche Vermögen. Und es wirkt wie eine Überraſchung, daß der zweite Band der Sachſengeſchichte dem erſten in nichts nachſteht, wenn er ſich auch in ſeinem Grundton von ihm unterſcheidet. Es iſt, als ob die helle Stimme eines begeiſterten Tenors aus dem erſten Band erklänge und ein männlich warmer Bariton aus dem zweiten. Für den Band der ſächſiſchen Urgeſchichte gab es wenig Vorarbeiten, da mußte die Phantaſie, die dichteriſche Gemütskraft, die Divinationsgabe des Verfaſſers ſchöpferiſch tätig ſein; für den zweiten Band aber floſſen reiche Geſchichtsquellen im Volke ſelbſt und in allen Archiven des Landes, da mußte kritiſch geſondert und geſichtet, mit Geſchmack gewählt werden, und das Empfangene und Geleſene wollte verdaut ſein, ehe es ſich zum volkstümlichen Geſchichtswerk geſtaltete. Dieſer Prozeß hat ſich in Friedrich Teutſch in vollendeter Weiſe vollzogen, und ſein zweiter Band der Sachſengeſchichte iſt

*) Geſchichte der Siebenbürger Sachſen für das ſächſiſche Volk. II. Band: 1700 bis 1815. Von den Kuruzzenkriegen bis zu den Regulationen. Von Friedrich Teutſch. (Verlag von W. Krafft in Hermannſtadt.)

ein gut geschriebenes, auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhendes Volksbuch geworden, das sich gleichwertig an den ersten anschließt. Und es war ein vortrefflicher Gedanke, diesem zweiten Bande eine kurze Einleitung vorauszuschicken, die den Inhalt des ganzen ersten Bandes auf zwei Druckbogen wiedergibt. So ist das Buch wohl ein Teil eines andern Werkes und doch ein selbständiges Lebewesen geworden.

Der Westeuropäer steht voll Erstaunen vor dem Gebilde der sächsischen Verfassung, die viele Jahrhunderte galt. Auf freiem Boden saß der sächsische Mann und ordnete in der Gemeinde, im Stuhl und in der Universität (dem obersten Nationalrate) die eigenen Angelegenheiten selbständig, wählte sich die Richter und Geistlichen, übte in der Ortsgemeinde, in der Stuhl- und Gauversammlung das Statutarrecht. Bürgermeister, Königsrichter und Stuhlrichter hießen die obersten Beamten. Wer ohne Erben starb, dessen Grund und Boden fiel wieder zurück an die Gemeinde, da die Gesamtheit die Eigentümerin des Sachsenbodens war. Dieser selbst war eingeteilt in sieben Stühle, und der Mittelpunkt jedes dieser Bezirke wurde eine blühende Stadt. Broos, Mühlbach, Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Bistritz und Kronstadt sind die sieben Sachsenstädte, deren deutsche Namen man heute vergeblich auf einer Karte sucht. Und auf diesem alten Königsboden besaßen die Sachsen nicht nur die vollkommenste Freiheit in der Religionsübung, sondern auch die sogenannte Konzivilität, das heißt: dort konnte kein andrer Mensch als ein Sachse das Bürgerrecht erwerben. Kein siebenbürgischer Fürst und kein ungarischer König hatte das Recht, diese Verfassung anzutasten, und die Sachsen wahrten sich dieselbe gegenüber allen Anfechtungen länger als ein halbes Jahrtausend. Dann aber begann sie

abzubröckeln, die Macht der Kaiſer war größer, und ſie wurde weniger rückſichtsvoll ausgeübt als die der früheren Herrſcher.

Das Haus Habsburg ſtrebte ſchon ſeit dem Jahre 1437 nach dem dauernden Beſitze der Krone Ungarns und nach der Herrſchaft über Siebenbürgen. Nach der Schlacht von Mohacs ſteigerte ſich dieſes Bemühen, aber erſt nach 1683, nach der völligen Vertreibung der Türken durch die kaiſerlichen Heere, kam auch Siebenbürgen mit der ungariſchen Krone bleibend und legal an Öſterreich. Und den Sachſen wurden vom Kaiſer Leopold I. all ihre Freiheiten in einem eigenen Diplom beſtätigt.

Sie waren glücklich, den Anſchluß an den Weſten gefunden zu haben, endlich dem deutſchen Kaiſer zu gehören. Jetzt, glaubten ſie, würde erſt ihre Blüte kommen. Jahrhunderte hindurch hatten ſie ſich mit den Szeklern und dem ungariſchen Adel Siebenbürgens herumgeſchlagen, die, weil ſie ſelbſt kein Bürgertum, keinen Mittelſtand beſaßen, auch kein Verſtändnis hatten für das Weſen der Sachſen. Und auch deren Deutſchtum war ihnen unbequem. Jetzt endlich durften die Sachſen auf Verſtändnis hoffen. Aber ſie wurden grauſam enttäuſcht. Das Idealbild, das ſie ſich von der Regierung des deutſchen Kaiſers in Wien gemacht hatten, entſprach in keiner Weiſe der Wirklichkeit. Man hatte kein Herz in Wien für die tiefſte Lebensäußerung des Deutſchtums, als welche die Sachſen den Proteſtantismus anſahen. Daß ſie evangeliſch waren, ſchuf ihnen am Wiener Hofe hundert Feinde, und man ſchickte ihnen, nachdem ſie eine zweihundertjährige proteſtantiſche Entwicklung hinter ſich hatten, die Jeſuiten auf den Hals und arbeitete an ihrer Bekehrung. Die Gegenreformation, die ihr Werk in Öſterreich ſo glorreich erfüllt hatte, wurde jetzt nach Ungarn und

Siebenbürgen getragen. Endlose Kämpfe begannen, und immer sahen die Sachsen den militärischen Gubernator von Siebenbürgen, den General des deutschen Kaisers, im Dienste der Rekatholisierung. Man machte Konvertiten, setzte sie in die Ämter und trieb es so weit, daß die höchste Würde, die die evangelischen Sachsen zu vergeben hatten, der Posten eines Komes (Sachsengraf) einmal mit einem Katholiken besetzt wurde. Und auch die Steuerschraube wurde immer fester angezogen; kaiserliche Soldaten aber benahmen sich wie Türken.

Erst unter Maria Theresia kamen wieder ruhigere Zeiten. Auch sie mochte die Lutheraner nicht, aber diese große Regentin achtete das alte Recht. Sie berief einen hervorragenden Sachsen, Brukenthal, an die Spitze der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien und ließ sich von ihm beraten. Sie erfand ihn so echt und treu, daß sie ihn später sogar als ihren Gubernator nach Hermannstadt schickte. Ihm danken die Sachsen ihre Erhaltung im achtzehnten Jahrhundert und eine teilweise Kräftigung dadurch, daß von den Protestanten, die man aus den anderen österreichischen Provinzen noch immer abschob, tausende in Siebenbürgen angesiedelt wurden, wo sie sich mit den Sachsen verschmolzen. Auch preußische Gefangene aus dem Siebenjährigen Kriege siedelte man unter ihnen an. Viele blieben für immer dort und stärkten das Deutschtum der Sachsen. Auch schwäbische Einwanderer, die lutherisch waren, schickte man zu ihnen nach Siebenbürgen.

Einen seltsamen Eindruck macht auf uns die Tatsache, daß bei den Siebenbürger Sachsen die Popularität des Kaisers Josef versagt. Er brach die „Konzivilität" auf dem Sachsenboden und öffnete auch für andre Menschenkinder den Weg zum Bürgerrecht; er hob die Walachen (Rumänen)

aus ihrem Helotentum empor und stellte sie neben die andern Völker des Landes. Schon als Mitregent seiner Mutter hat Josef Siebenbürgen mit offenen Augen bereist und es in wochenlangem Aufenthalte gründlich studiert. Die Sachsenherrlichkeit gefiel ihm nicht, er hatte ein Staatsideal vor Augen, in das sich solch ein „verknöcherter" mittelalterlicher Organismus nicht einfügen wollte. Vor historisch Gewordenem aber besaß er einen geringen Respekt. Er wollte endlich eine Gesamtmonarchie aus dem Staatenbündel, das er erbte, formen, und die Gleichmacherei war seine Leidenschaft. Er schaffte nach seinem Regierungsantritte alle Kronen des Reiches in die Wiener Schatzkammer und betrachtete sie als veraltete Symbole seiner Macht. Krönen ließ er sich nirgends. Er gab religiöse Freiheit, hob die Leibeigenschaft auf und wollte überall das Beste. Aber wo er einen Baum pflanzte, forderte er auch gleich Früchte von ihm. Er überstürzte alles und rief in den Provinzen namenlose Verwirrung hervor. So auch bei den Sachsen. Und sie kämpften gegen ihn wie gegen einen Gewaltherrscher. Selbst sein Toleranzpatent war ihnen nichts, denn ihre altüberlieferte religiöse Freiheit war größer als die „Toleranz", die er in seinem berühmten Edikt gewährte. Sein Nachfolger Leopold II. lenkte wieder ein, und erst zehn Jahre nach Josefs Tod finden die Sachsen ein versöhnliches Wort für den großen Kaiser, erkennen sie seine Bedeutung. Reumütig schreibt der Sachse M. Heydendorff, der früher ein erbitterter Gegner Josefs war, um das Jahr 1800: „Heiliger Schatten des größten Fürsten unsrer Zeit! Verzeihe es dem Volke und deinen Untertanen, daß sie dich verkannt, daß sie, gewöhnt an die Vorurteile der Vorzeit, und zu schwach, in die Zukunft zu sehen, deine der Welt und deinen Untertanen Heil und Segen gebührenden

Absichten nicht erkannt und nicht haben mit befördern wollen."

Dieses Wort tut wohl in dem Sachsenbuche. Es leuchtet wie eine Fackel. Nicht alles, was die Sachsen bekämpften, war zu ihrem Untergang ersonnen, nicht alles, was auf ihrem Boden reformiert wurde, war ein an ihnen begangenes Unrecht. Aber man gewinnt gleichwohl den Gesamteindruck, daß sie von Wien wenig Gutes erfahren haben und daß man hier kein Recht hat, besondere Liebe von den Sachsen zu fordern. Ob die Tatsache, daß zwei Bischöfe ihre Historiker geworden sind, da nicht unbewußt mitwirkt und mitfärbt? Die Frage ist wohl aufzuwerfen, denn das evangelische Moment drängt sich ein bißchen stark in den Vordergrund.

Nach Kaiser Leopold II., der manches glättete, was sein Bruder Josef aufgewühlt hatte, kam die schlimme Zeit der Franzosenkriege und des Bankozettelsturzes bis auf ein Fünftel ihres früheren Wertes, kamen die Reformen und Regulationen der Kaiser Franz-Zeit, der Metternichschen Ära. Die Sachsen gingen wieder in die schärfste Opposition, und da sie auf dem siebenbürgischen Landtag die Wiener Maßnahmen anzufechten gedachten, wurde dieser heimgeschickt und dreiundzwanzig Jahre nicht mehr einberufen. So wurde das öffentliche Leben eingeschläfert, der Volksgeist entmannt. Die Nationsuniversität war in jenen Tagen „so tief gesunken", daß sie selbst um die Nobilitierung einiger vornehmer Sachsen in Wien ansuchte. Mit einem Mißton schließt das Werk, und ein dritter Band wird uns wohl die schweren Zeiten von 1848 und bis über 1867 herauf schildern, jene Tage, in denen der Sachsenboden zerrissen und in Komitate eingeteilt wurde. Die Zeit der religiösen Bedrängung war vorbei, jetzt beginnt die nationale.

Von liebenswürdiger Intimität sind jene Teile der Sachsengeschichte, die vom kulturellen und geistigen Leben des Völkchens handeln. In der Tracht, Sitten und Bräuchen sind die Sachsen konservativ, halten am Alten fest, in ihrem Bildungsdrang stehen sie obenan im Reiche der Stephanskrone, ihr Schulwesen ist das höchstentwickelte, der Analphabet bei ihnen ein unbekannter Begriff. Sie haben früh ein ständiges Theater, führen Mozarts Opern und Haydns Schöpfungen fast zu gleicher Zeit auf wie in Wien. Und ihre Jugend zieht seit den Reformationstagen auf die reichsdeutschen Hochschulen. In allen Wissenschaften und Künsten haben die Sachsen ihren Mann gestellt, auch in der Armee, wo sie als erste auf ungarischem Boden mit der Feuerwaffe erschienen. Der Kommandant der Schlacht von Marengo, M. Melas, war ein Sachse, und neben ihm wäre mancher Held zu nennen. Reich an farbigen Bildern ist das zünftlerische Leben der alten Sachsenstädte, ist die selbstherrliche Verwaltung des Sachsenbodens durch mehr als siebenhundert Jahre.

Gerne lauschen wir dem Rechenschaftsbericht des deutschen Bruders, der vor langen, langen Jahren in die Wildnis hinter den Waldbergen zog und sie zu einem kleinen Paradiese umgestaltet hat. Er braucht unsre Kritik nicht zu scheuen, er hat gut gewirtschaftet mit seinem Pfund, und was das Schönste ist, er erhielt sich selbst, er ist so deutsch geblieben, wie er einst auszog vom Rhein und von der Mosel.

Die Heimat der Siebenbürger Sachsen.

Wo liegt sie? Die deutsche Urheimat nämlich. Denn daß die Sachsen keine andere Heimat haben können als die, in der sie seit mehr als sieben Jahrhunderten seßhaft sind, ist ja selbstverständlich.

Ein großangelegtes Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch sucht die oft gestellte Frage endgültig zu beantworten. Dieses Werk, dessen fortschreitende Entwicklung in den ersten drei Lieferungen zum Ausdruck kommt, ist sozusagen ein Schmerzenskind der Siebenbürger Sachsen und ein Nationalheiligtum. Das dritte Heft ist erst beim Buchstaben B, aber der Ausbau des Ganzen erscheint gesichert, und man darf nicht fürchten, daß es ein Torso bleibe. Zahlreich sind die Vorarbeiten für dasselbe gewesen. Seit einem Jahrhundert haben Pfarrer und Beamte, mehr aus Liebhaberei als aus wissenschaftlichem Interesse, den mundartlichen Wortschatz der Siebenbürger Sachsen aufgezeichnet und gesammelt, dann kamen gelehrte Hände und Dichter dahinter und bauten das Werk weiter aus. Und schon im Jahre 1849 hat sich die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien mit den ersten Proben zu diesem Wörterbuch beschäftigt. Karajan war der Berichterstatter. Er wußte Rühmliches zu sagen über die vorgelegten Proben, übte aber auch scharfe Kritik nach der formalen Seite und forderte vom Verfasser ein anderes, gründlicheres Verfahren. Wenn er dieses befolge, sei nicht nur die Drucklegung eines Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuches durch die Akademie zu empfehlen, es sei dem Autor „für sein verdienstliches Unternehmen auch ein anständiges Honorar" zuzusprechen. Aber der damalige Bearbeiter des Riesenstoffes hörte nur den Tadel und nicht das Wohlwollen aus dem Berichte Karajans heraus, nicht

die Verheißungen. Er war entmutigt, und die Arbeit blieb liegen. Die jüngſten ſächſiſchen Gelehrten aber erkennen jene Kritik Karajans heute als eine berechtigte an, ſie ſind den Weg gegangen, den er gewieſen, haben ſich an Grimm und Schmoller gebildet und lehnten ſich mit Nutzen an die guten Vorbilder aus allerneueſter Zeit, das „Schweizeriſche Idiotikon“ und das „Schwäbiſche Wörterbuch“, an. Und ſo tritt jetzt, wohlvorbereitet und gründlich durchdacht, das Siebenbürgiſch-Sächſiſche Wörterbuch nach mannigfachen Schickſalen und heißen Bemühungen in die Öffentlichkeit. Und das Unternehmen ſteht auf eigenen Füßen, es bedarf nicht der Unterſtützung auswärtiger Geſellſchaften, der Verein für ſiebenbürgiſche Landeskunde iſt ſtark genug, es zu ſubventionieren. Vier Rieſenbände, à 60 Bogen, die ein Quellenwerk für Sprachforſcher ſein werden, wie es kaum ein zweites gibt, ſind da im Erſcheinen begriffen, aber man wird wohl Jahre auf den Abſchluß warten müſſen.

Was dieſes Wörterbuch den Sachſen iſt, können Außenſtehende vielleicht nachfühlen, ganz verſtehen werden ſie es kaum. Die Siebenbürger Sachſen, die gar keine „Sachſen“ ſind und nur von der höfiſchen Kanzleiſprache des Mittelalters zu ſolchen gemacht worden ſind, kennen nämlich ihre alte deutſche Heimat nicht. Daß die Siebenbürger Sachſen der „größeren Maſſe nach“ im zwölften Jahrhundert unter der Regierungszeit des ungariſchen Königs Geiſa II. (1141—1161) eingewandert ſind, iſt durch den Freibrief des Königs Andreas II. vom Jahre 1224 feſtgeſtellt und erwieſen. Aber darüber, woher die Einwanderer gekommen ſind, ſchweigen alle Beurkundungen. Nur in päpſtlichen Dokumenten werden ſie einige Male „Flandrenses“ genannt. Aber das war damals genau ſo ein Sammelname für Koloniſten, wie „Saxones“. Daß die Siebenbürger Deutſchen

weder Flanderer noch Sachsen sind, das hat ihnen die Wissenschaft von der Sprache längst gesagt; aber zu welchem deutschen Stamme sie sich zu zählen haben, das wußten sie lange nicht.

Es geht nunmehr ins achte Jahrhundert, daß die Sachsen in dem fernen Lande jenseits des Waldes (in Transsilvanien) sitzen, und die Beziehungen zur alten Heimat sind früh abgerissen und erstorben. Völliges Dunkel sank auf ihre Vorgeschichte herab. Sie hielten sich eine Zeitlang für ein gotisches Volk, das dort sitzengeblieben sei in der Zeit der Völkerwanderung. Dann für eine Sachsen-Kolonie aus den Tagen Karls des Großen. Erst im Reformations-Zeitalter, als immer mehr siebenbürgische Studenten an die Hochschulen Deutschlands kamen, wurde es wieder hell. Aber der Tag war noch fern. Bis in unsere jüngste Zeit suchte der Stamm der Siebenbürger Sachsen nach seiner Mutter, nach seiner Urheimat. Und der große Leibniz ist der erste gewesen, der die Schaffung eines siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuches gefordert und angeregt hat. Nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, nein, auch ihn reizte es, auf diesem Umwege die Herkunft der Sachsen festzustellen. Noch vor drei Jahrzehnten konnte ihr bedeutendster Dramatiker M. Albert die Gründung Hermannstadts in einem Drama verherrlichen, das den Titel führt: „Die Flanderer am Alt". Er hielt die Urväter für Flanderer.

Man sieht also die Wichtigkeit dieses Unternehmens. Die einzige sichere Handhabe zur Bestimmung des Auswanderungsgebietes bildet die sächsische Mundart. Nun kommt aber in Betracht, daß diese Mundart eine siebenhundertjährige selbständige Entwicklung hinter sich hat, daß sie in ständiger Berührung mit fremden Völkerschaften war und vieles in sich aufgenommen haben mag, was ihr in der

alten Heimat nie begegnet wäre. Auch dürfte der elementare Unterſchied in der Landſchaft der alten und der neuen Heimat ſowie die Verſchiedenheit der ſtaatlichen und ſozialen Lage ſprachbildend gewirkt haben. Andererſeits muß etwas Erſtarrendes in dem völligen Abſchluſſe dieſes Idioms vom großen deutſchen Lebensſtrom erblickt werden. Der alte Wortſchatz der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Mundart iſt ſicherlich reiner und reicher als der jenes Sprachgebietes, aus dem ihre Träger einſt ausgewandert ſind; hingegen werden ihm alle neueren Wort- und Sprachformen fehlen, die dort in den letzten ſieben Jahrhunderten eines geſteigerten deutſchen Kulturlebens entſtanden ſind.

Es war alſo auf eine völlige Gleichheit der Mundarten in der neuen und in der alten Heimat, auch wenn die letztere gefunden würde, nie zu rechnen.

Und ſo haben ſich die Sprachforſcher endlich dahin geeinigt, daß die ſächſiſche Mundart auf den Rhein hinweiſe. Man wollte rings um Köln die meiſte ſprachliche Verwandtſchaft gefunden haben. Zuletzt aber drang man in das Luxemburgiſche vor, an die Eifel, in die Täler der Ar und der Sauer. Mit den „halbſchlächtigen Mundarten“ am Niederrhein, dem Mittelfränkiſchen, habe das Siebenbürgiſch-Sächſiſche die allermeiſte Familienähnlichkeit, ſagen die Sprachforſcher. Und in dem weitausgreifenden Vorworte zu dem Wörterbuch, das die ganze Geſchichte des Unternehmens aufrollt, erzählt uns Adolf Schullerus eine geradezu rührende Epiſode. Die ſächſiſchen Sprach- und Volksforſcher begnügen ſich nicht mit dem vergleichenden Studium der Literatur, ſie ſuchen die alte Heimat nicht bloß mit der Seele, nein, ſie wandern gelegentlich jene Landſchaften ab, aus denen ihre Ahnen einſt ausgewandert ſein mochten. Und ſo kamen ſie vor wenigen Jahren auch

in die Täler der Ar und der Sauer, zu den Luxemburgern. Und dort redeten sie auffällig in siebenbürgisch-sächsischer Mundart und erzählten den Leuten, sie seien auch „Letzelburger". Die horchten auf und ein Alter, der ihre Rede verstand, sah die Gäste mit klugen Augen an und sagte: „Wenn ir Letzelburger sit, da sit ir lang furt von hai, da must ir schon als Kanner (Kinder) se furt gange." Das ahnungsvolle Gemüt! Nun sagten sie ihm, daß sie allerdings schon vor siebenhundert Jahren „sit furt gange von hai", und sie seien jetzt gekommen, die alten Verwandten wieder heimzusuchen. Und es gab ein kleines Freudenfest.

So suchen die Siebenbürger Sachsen ihre Urheimat, und nach der jüngsten Theorie glauben sie fest daran, diese im nördlichen Luxemburg und am Niederrhein endlich gefunden zu haben. Ein Schimmer von der Freude dieses Wiederfindens liegt über der großen wissenschaftlichen Arbeit, die damit ein Ziel gewonnen hat, das weit über die gewöhnlichen Zwecke germanistischer Leistungen hinausweist.

Auf die wissenschaftliche Methode näher einzugehen, die der Bearbeiter anwendet, den gelehrten Apparat zu kennzeichnen, den er spielen läßt, würde zu weit führen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sind am besten gekennzeichnet, wenn man feststellt, daß das Sprachgebiet der Sachsen in sich selbst wieder in mehrere große Dialektgruppen zerfällt, und daß nicht weniger als einundfünfzig kleinere Abarten im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt berücksichtigt worden sind. Dabei beschränkt sich das Wörterbuch auf die Mundart der sogenannten Ursachsen (die im Jahre 1906 218481 Seelen umfaßten), während es die viel später angesiedelten evangelischen Exulanten aus Oberösterreich und Steiermark und die Schwaben aus Baden und Durlach, die heute alle zu den

„Sachſen“ gezählt werden, ausſcheidet. Ihre Mundart, die ſich langſam der ſächſiſchen anbequemt hat, bedarf keiner Erforſchung.

Intereſſant iſt es, daß der Bearbeiter feſtſtellt, es ſei vor Einführung der deutſchen Verwaltung in Siebenbürgen durch den Wiener Hof eine allgemeine Mode bei den oberen Ständen der Sachſen geweſen, ſich magyariſchen Sprachformen anzubequemen. Erſt die unmittelbare Berührung mit den hochdeutſchen öſterreichiſchen Beamten- und Militärkreiſen habe jene Bewegung zum Stillſtand gebracht. Und ſie habe die Sachſen auch aus der Verſchanzung ihrer Mundart herausgeführt. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ſei aller geſellige Verkehr der Sachſen unter ſich in der Mundart geführt worden; erſt ſeit ungefähr fünfzig Jahren ſei das Hochdeutſche die anerkannte Umgangsſprache der Gebildeten.

Man darf ſich des bedeutſamen wiſſenſchaftlichen Unternehmens, das in dieſem Wörterbuche vorliegt, aufrichtig freuen. Es zeugt mehr als hundert ſchöngeiſtige Leiſtungen für die geiſtige Regſamkeit, Tüchtigkeit und Volkstreue der Siebenbürger Sachſen, die, nach der jüngſten Annahme, eigentlich Luxemburger ſind.

Maifahrt ins Banat.

Es gibt kaum eine Landschaft, die in ihrer Eintönigkeit eine solche Wandlungsfähigkeit besitzt, wie die ungarische. Die unabsehbare Ebene wechselt mit jeder Jahreszeit ihr Antlitz, oder doch den Ausdruck desselben vollständig. Sie kann ernst und düster blicken, wenn der Pflug seine Schuldigkeit getan und den dunklen Leib der Erde aufgefurcht hat, sie schwillt in Kraft und Übermut, wenn der Ozean ihrer Ährenfelder sich vor den Blicken des Reisenden auftut und im goldenen Schimmer der Sonne erglüht. Und dann kommt die trostlose Zeit der Stoppelfelder, die sich langsam verfärben und einen frühen Herbst vortäuschen. Mitten drin die hochragenden Brunnenschwengel, die weidenden Herden, die fernen, kaum aus dem Boden hervorragenden Dörfer, von denen nichts als der Kirchturm zu sehen ist. Es gibt nichts Melancholischeres als solch eine Herbstfahrt. Und erst im Winter. Die unübersehbaren Schneeflächen wirken, als ob man dem Nordpol entgegen führe.

Schon lange sah ich diese Landschaft nicht im Schmucke des Maien. Es lebte nur eine Erinnerung daran in mir. Jetzt habe ich auch diesen Anblick genossen. Er war mir ein Labsal. Daß die ungarische Landschaft auch grün sein kann, daran denkt man gar nicht, denn sie ist immer nur gelb, schwarz oder winterlich weiß. Im Mai aber ist das ganze weite Land ein grüner Teppich. Wie durch eine einzige unendliche Wiese fährt sichs hin und es stört kein zweiter Farbenton dieses friedliche Bild. Schon knapp vor den Toren von Wien, im Marchfeld, beginnt diese Wiese, und erstreckt sich bis hinab in das ungarische Tiefland, bis in das Banat, wo dann die Ausläufer der rotbraunen Siebenbürgischen Karpathen anrücken und ihr ein Ende bereiten.

Es gab zuerſt einen langen, rauhen Winter. Dann brannte durch Wochen die Sonne heiß und es fiel kein Tropfen Regen. Einzelne Verzweifelte ackerten ihre Winterſaaten um und bauten Kukuruz an. Im ganzen Lande ſprach man in den heißen Tagen vor Pfingſten von nichts als vom Wetter. Das iſt der Agrikulturſtaat. Sein Wohl und Wehe hängt immer in den Wolken. Und wie zum Hohn auf die vielbeklagte Trockenheit ſchwoll die Donau jeden Tag höher an und trat über ihre Ufer. Und ihre kleineren Genoſſinnen taten es ihr nach. Die March floß ſo breit und ſo träge wie ein See über die Felder hin; bei Gran ſtanden ganze Pappelalleen und Akazienwälder im Bereiche der Donau. Die Auen waren überflutet und das Wild flüchtete auf die höher gelegenen Flächen beim Bahndamm. Junghaſen wimmelten wie ein Rattenheer ängſtlich im Graſe heran, entſetzte Rehe ſprangen knapp vor der Lokomotive über den Damm und auch ein Hirſch kam im Waſſer gewatſchelt des Weges. Bis an den Bauch reichte ihm die trübe, gelbe Flut, der er zu entrinnen trachtete. Der heranbrauſende Schnellzug erſchreckte ihn wohl einen Augenblick und er machte eine Wendung, als wolle er umkehren, aber das Waſſer hinter ihm ſchien ihm doch gefährlicher zu ſein als die Eiſenbahn. Starr, mit erhobenem Kopfe blickte er auf uns. Einzelne Reiſende winkten ihm mit den Taſchentüchern zu und machten ſich luſtig über ſeine Lage, er aber achtete ihrer nicht. Plötzlich wurde unſere Aufmerkſamkeit durch den anmutig erſchreckten Ausruf einer Dame von dem Hirſch abgelenkt. „Ach, wie reizend! Wie arm!“ Knapp unter uns, am Fahrdamm, kauerten ein paar Faſanen. Ein Weibchen aber lief geängſtigt im Kreiſe herum, es wußte offenbar nichts mit ſich anzufangen. Vielleicht war ihr Neſt im Waſſer und ſie wußte nicht, wohin ſie ihre Eier legen ſollte.

Vorbei ... So ein Wiener Dreiuhrzug fährt gut. Man iſt Schlag ſieben ſchon in Budapeſt. In Neuhäuſel begrüßt den Reiſenden in normalen Zeiten die erſte Zigeunermuſik beim Zauſenkaffee, bei der Einfahrt nach dem Weſtbahnhofe der Hauptſtadt klingt ihm von Ös-Budavar (dem Budapeſter „Venedig") her ein ganzes Tingel-Tangel entgegen. Es iſt Sonntag, alles Volk auf den Beinen, und Wolken von Staub lagern dicht über den meilenlangen Straßenzügen dieſer amerikaniſch wachſenden Stadt.

Mein Ziel iſt diesmal nicht ſie. Aber die Verbindung in die deutſche Banater Heimat fehlt, ich habe drei Stunden Zeit, bis mein Zug nach dem Süden geht. Die kann man noch nützen. Ich fahre durch die Stadt. Sie wirkt. Zwar kann ich nicht alle Aufſchriften verſtehen, aber ich weiß doch immer ungefähr, wo ich bin. Die Eliſabethſtadt, die Leopoldſtadt, die Thereſienſtadt und die Joſefſtadt, das alles hat einen anheimelnden Klang. Und wenn man einmal dahinter gekommen iſt, daß ihre Namen nur ins Madjariſche überſetzt wurden, daß das Fremdartige hier nur Tünche iſt, dann ſchwindet die anfängliche Befangenheit und man gewinnt ein ironiſches Verhältnis zu dieſer Erſcheinung.

Es war noch heller Tag und ich ſtrebte aus dem Trubel von Peſt hinüber nach dem ſtillen, feierlich einſamen Ofen. Mein Wagen fuhr am Parlamentsgebäude vorbei und das neue Andraſſy-Denkmal hatte ich noch nicht geſehen. Es erhebt ſich vor der linken Flanke des grandioſen Baues des Schmidtſchülers Steindl und der Reiter hat den Blick gegen die Ofener Königsburg gewendet. Ein Rieſenſtandbild. Das Pferd wirkt ziemlich ſteif und hölzern. Vielleicht aber ſteht es nur zu hoch. Andraſſy in ungariſcher Gala, wohlgetroffen trotz der übermäßigen Vergrößerung und Vergröberung ſeiner Züge, mit den längſten Beinen, die man je geſehen

hat, reitet gegen die Burg, deren Neubau majeſtätiſch von ſeiner Höhe grüßt. Es liegt Sinn in dieſer Aufſtellung. An dem Neubaue des ungariſchen Königtums hat Andraſſy ſeinen redlichen Anteil. Die beiden Reliefs des Denkmals ſpringen in großen plaſtiſchen Gruppen aus dem Sockel hervor. Das eine ſtellt die Krönungsſzene dar. Der König, umringt von den Magnaten und Würdenträgern des Landes, empfängt kniend aus den Händen Andraſſys und des Fürſtprimas von Ungarn die Krone. Der vor ihm kniende König erhöht den Helden des Denkmals erſt recht. Es wirkt wie ein Symbol. Das zweite Relief zeigt uns ein Bild der Berliner Konferenz unter dem Vorſitze Bismarcks. Alles ſitzt im Kreiſe. Andraſſy aber ſteht, die Situation beherrſchend, in der Mitte. Er weiſt mit dem Finger auf die Landkarte des Balkans, die auf dem Konferenztiſche liegt, und Europa lauſcht ſeinen Worten. Der künſtleriſche Wert des Denkmals iſt kein allzu hoher. Aber es wirkt. Die Großmannsſucht in der Ausführung iſt unverkennbar, aber immerhin, Julius Andraſſy hat ſein Standbild an dieſer Stelle verdient und die Ausführung lag ja nicht bei ihm. Die es ihm ſetzten, ſind ſeine Nachfolger, nicht die Erben ſeines Geiſtes.

Man iſt raſch drüben in Ofen, dieſem ſchickſalsreichen Königsſitz des Landes, der gar ſtolz von ſeiner Höhe auf das weite Stadtgebiet zu ſeinen Füßen hinabblickt. Zwiſchen ihm und Peſt fließt der Strom, bunt belebt von Schiffen, die den Lokalverkehr mit der Margareteninſel beſorgen, und auch von größeren Dampfern, die in die Ferne ſtreben. Das Bild iſt ſchön. Wenn auch Peſt in einer Staub- und Nebelwolke lagert, es liegt ein großer Zug in dem Ganzen.

Die alte Feſtung iſt ſtill und menſchenleer, jeder Tritt hallt auf dem Pflaſter. Dem Barockbau der Burg gegenüber

liegt das alte Gebäude des Miniſterpräſidiums, das neue des Honvedminiſteriums, weiter zurück das neue Finanzminiſterium. Dazwiſchen liebe, alte, bombenfeſtgebaute Häuſer, in denen noch die Türken gewohnt haben, ehe Ofen von den kaiſerlichen und den deutſchen Reichstruppen erobert wurde. Kirchen, die einſt Moſcheen geweſen ſind, ein Theater, das einſt deutſch war ... Und überall Gedenktafeln mit geſchichtlichen Hinweiſen, die kein Fremder leſen kann. Der alte Invalide, der vor dem Eingang in den Burggarten ſitzt, lädt mich mit lauter Stimme ein, näher zu treten, den Garten zu beſichtigen. „Tessék, kérem, tessék.“

Die gärtneriſche Anlage iſt jung. Sie baut ſich terraſſenförmig an der Berglehne auf und ſchließt ſich in einem weiten Halbbogen um die Stirnſeite der Burg. Schöne Plaſtiken ſchmücken die Haupttreppe. Es ſind da ein paar Figuren von raſſigem Wurf. Von dem Mitteltrakt der Burg, die ganz und gar im Geiſte der thereſianiſchen Wiener Barocke ausgeführt iſt, erhebt ſich ein kühnes Reiterſtandbild, das dem des Grafen Andraſſy drüben auf dem Peſter Ufer zugewendet iſt. Ich gehe dreimal rings um das Denkmal und finde keine Inſchrift. Das iſt doch ſeltſam. Ein anonymer Feldherr? Nach dem Koſtüm und der Perücke zu ſchließen, kann es nur... Doch ich will lieber fragen. Ein alter Gärtner, der des Weges kommt, gibt mir eine wieneriſche Auskunft. „Aber freilich is es der Prinz Eugen. Schon über zehn Jahr' ſteht er da und hat noch keine Inſchrift. So a Nachläſſigkeit!“

Die Worte des Alten klingen fort in mir, während ich meinen Rundgang in der beginnenden Dämmerung vollende. Hat man nicht vor einigen Jahren geleſen, Prinz Eugen hätte in Zenta, der Stätte ſeines erſten großen Sieges über die Türken, ein Denkmal erhalten ſollen, aber

als es fertig war, verweigerte die chauviniſtiſche Stadt dem kaiſerlichen Feldherrn den Platz für ein Standbild. Es war einer jener zahlreichen Skandale, von denen die Außenwelt kaum Kenntnis nimmt. Der Kaiſer erwarb dann das verſchmähte Denkmal für ſich. Und jetzt ſteht es vor dem Mitteltrakt der Ofener Königsburg und hält dort die Wache. Kein ſtolzerer Platz im ganzen Lande hätte ihm zugewieſen werden können. Hm. Aber Inſchrift hat es noch keine. „So a Nachläſſigkeit!“ Sollte die Sprachenfrage noch nicht gelöſt ſein?

Schon blitzen die Lichter auf in Peſt drüben und am Donauufer ziehen ſich endloſe Reihen elektriſcher Flammen hin, die ſich im Strome ſpiegeln. Und auch hinter mir, in der Chriſtinenſtadt, auf dem Blocksberg, im Villenviertel des Schwabenberges, aus dem Auwinkel am Fuße des Johannisberges und auf der Margareteninſel wird es hell. So viele Lichter, ſo viele deutſche Namen tauchen aus dem Dunkel auf. Freilich, ſie werden heute anders ausgeſprochen als in unſerer Jugendzeit ... Mein alter Honved-Invalide mahnt mich höflich zum Aufbruche. Ich trete auf den Sankt Georgsplatz hinaus und wende mich dem Abſtiege zu, aber der Alte hat das dringende Bedürfnis, mir noch etwas Angenehmes zu ſagen. Und ſo teilt er mir denn mit, daß auf dieſem Platze einſt das Hentzi-Denkmal geſtanden habe. Ich wußte es ohnehin. Einſt! Wo ſteht es jetzt? Der ruhmreiche Verteidiger Ofens von Anno 1848 hat ſich in einen Kaſernenhof zurückgezogen. Und während ich dem Alten meinen Obolus reiche, frage ich mit einer Handbewegung gegen den Garten, wer denn jener Reiter dort wäre? „Èn azt nem tudom, nadsád,“ ſagte der Fuchs. Der alte Honved weiß nichts vom Prinzen Eugenius!

Unter ein paar armſeligen Akazienbäumen im Hofe des Weſtbahnhofes nehme ich mein Nachtmahl. Ein halb-

wüchsiger Junge, er kann keine fünfzehn Jahre zähle
bietet mir Ansichtskarten zum Kaufe. Kaum habe ich mi
mit ihm eingelassen, greift er in die Brusttasche, zieht e
Bündel Photographien hervor und flüstert: „Pikántos
Dabei schiebt er mir den Pack hinter den Teller. Unglau
liche Bilder! Ich bin nicht prüde, aber ich jagte den Junge
der solche Ware feilbietet, augenblicklich davon. A
liebsten hätte ich ihm ein paar mit meinem Stocke über d
Rücken gesalzen.

Am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, erwach
ich auf dem Wege nach Temeschwar. Noch immer die endlo
lachende Wiese. Aber die Dörfer, die mitten drin lage
waren jetzt anders. Hellschimmernde, weiße Wände, ro
Ziegeldächer, schöngepflegte Gemüsegärten. Und ni
immer wieder Akazien und Pappeln, Pappeln und Akazie
sondern Linden- und Maulbeerbäume, Obst- und Wei
gärten rings um die Wohnstätten. Und schon war alles a
den Beinen. Die Herden wurden auf die Weide getrieb
durch walachische Hirten, die Schwaben selbst aber zog
ins Feld. Der junge Weizen will vom Unkraut befreit, d
junge Kukuruz will gehackt sein. Muntere blonde Schwabe
mädeln stiegen ein und fuhren mit Eierkörben und Mil
kannen nach Temeschwar zu Markte. Es war mir ein wahr
Labsal, ihre Mundart wieder zu hören. Sie tragen ih
Kopftücher noch wie im Schwarzwalde und sie schwäbe
noch so wie dort.

Vor dem Bahngebäude in Temeschwar wartet d
„Elektrische“ auf die Ankömmlinge, um sie an ihr weiter
Ziel zu bringen. Große, schöne Wagen, ganz nach der Wien
Type. Als wir in Bewegung waren, merkte ich, daß i
einer sehr eleganten, in schwarze Seide gekleideten, stat
lichen brünetten Dame gegenübersitze. Neben ihr eine Mag

mit einem kleinen Kinde. Sie ſprechen Rumäniſch miteinander. Rechts neben mir wird Deutſch, links Serbiſch geſprochen. Madjariſch ſpricht nur der Repräſentant des Staates, der Schaffner. Das Kind gegenüber wird plötzlich unruhig, es weint und iſt nicht zu beruhigen. Da geſchieht etwas, das ein Menſch, der aus Wien kommt, nicht vermuten konnte. Die elegante Mutter öffnet ihre ſchwarze Seidenbluſe, ſie öffnet ihr Hemd und gibt ihrem Kinde die Bruſt. Niemand im Wagen kümmerte ſich darum. Nur zwei junge Burſchen, die draußen beim Schaffner ſtanden, ſtießen einander an und blickten voll Gier nach der ſchönen, jungen Frau mit der ſchneeigen Bruſt. Mir ſelbſt war plötzlich eine Träne ins Auge geſchoſſen.

Die Schwaben.

Eine Halbinsel, die zwischen den drei mächtigsten Flüssen Ungarns, zwischen Donau, Theiß und Maroſch, eingebettet liegt und im Osten durch die eherne Kette der Transsilvanischen Alpen von Siebenbürgen getrennt wird, ist das Banat, das einstige römische Dacia riparia. Wer sich in diesem von der Natur geschützten Gebiete einmal festsetzte, war immer stark gegen äußere Feinde. Und auch das Klima schützte den, der es selber ertrug, denn es war sumpfig und allen Seuchen zugänglich. Wer hier nicht von selbst zugrunde ging, der wurde nicht leicht vertrieben.

Franz Griselini, ein venezianischer Gelehrter, wurde der erste Geschichtsschreiber dieser Provinz. Er stand in kaiserlichen Diensten und sein heute sehr selten gewordenes Werk über das Banat, das er im Jahre 1780 veröffentlichte, wurde auf Anregung des Kaisers Josef geschrieben. Es ist noch in manchem Pfarrhause des Banats zu finden und sonst wohl auch in den öffentlichen Bibliotheken. Es kann aber nur als ein Spezialwerk über die Wiedereroberung des Landes durch den Prinzen Eugen und seine Neubesiedlung unter Kaiser Karl VI. (als König von Ungarn Karl III.) und Maria Theresia gelten. Die früheren Zeiten hat Griselini, ein bei allem Temperament völlig unparteiischer, streng sachlicher Gelehrter, leider nicht genügend aufgehellt, und schon die Ära des Kaisers Josef fällt nicht mehr in seine Zeit.

Als Urbevölkerung fühlen sich in dem alten Dacien noch heute die Rumänen (Walachen), deren Abstammung auf diese lateinische Kolonie zurückweist. Tausend römische Funde haben diese Kolonie bestätigt und das Leben selbst ergänzt diese Zeugnisse. Da ist zunächst das Töpfergewerbe,

vielleicht das älteste der Menschheit. Es lebte vor einigen Jahrzehnten noch genau so primitiv im Banat wie vor anderthalb Jahrtausenden und es schuf Wasserkrüge und andere Gefäße nach denselben alten Formen und Vorbildern, wie wir sie in Pompeji gefunden haben. Unsere Museen bewahren diese Gefäße und auch Privatsammlungen sind reichlich mit ihnen versorgt. An diesen Beweis schließt sich ein zweiter, der geradezu verblüffend ist. Wenn man aus den reichen großen deutschen Bauerndörfern, in denen alles auf eine hohe Kulturstufe hinweist, in ein dürftiges, bescheidenes walachisches Nest kommt, steht man plötzlich vor einem architektonischen Rätsel: hier wird die Säule angewendet beim Hausbau, die der Deutsche nicht kennt. Der Hof ist kaum durch einen Zaun eingefriedet, der Düngerhaufen liegt vor der Tür, aber der am Hause hinlaufende offene Gang ruht auf Säulen! Der Abstieg in den Hof ist häufig durch ein kleines Dach gedeckt, das auf vier Säulen ruht, wie ein kleiner Tempelbau, und einen antiken Spitzgiebel hat. Wer das zum erstenmal entdeckt und vielleicht auch eine rumänische Schönheit daneben stehen sieht, dem drängt sich die Anschauung auf, daß er ein Zeugnis römischer Kultur und römisches Blut vor sich habe. Und noch weiter zurück führt ihn auch die oberflächlichste Beschäftigung mit der rumänischen Sprache, die noch heute den altheidnischen, römisch-griechischen Geist in sich hat. Den ärgsten Fluch und die höchste Beteuerung, die der Walache in den Mund nimmt, spricht oder schwört er beim Domne Zeu — beim Herrn Zeus!

Sie ist noch nicht geschrieben, die dunkle Leidensgeschichte der Volkstrümmer des trajanischen Dacien und wird wohl kaum je geschrieben werden können. Die Völkerwanderung brauste darüber hin und stampfte alles in den Boden. Tief unter den fruchtbaren Ackerfeldern des Banats,

der Pflugſchar unerreichbar, ſchlummert wohl die Antwort auf manches Rätſel der Gegenwart. Nur ſelten glückt ein Fund. Man kennt die herrlichen Goldgefäße, die bei Groß-Szt. Miklos im Banat dem Schoße der Erde einſt entriſſen wurden; ſie ſind ein Schatz des Wiener Kunſthiſtoriſchen Hofmuſeums, aber es fehlt jede Kunde darüber, welchem König oder Heerführer der Völkerwanderungszeit ſie wohl einſt gehört haben mögen.

Temeſchwar iſt der alte Mittelpunkt des Banats. Es wird ſchon 1212 als Castrum Temesiense genannt, aber auch ſeine Entſtehungsgeſchichte iſt völlig dunkel. Vielleicht fände man tief unter dem ſumpfigen, angeſchwemmten Erdreich die Reſte einer römiſchen Militärſtadt. Bis jetzt hat man kein Beweisſtück dafür in der Hand.

Selbſt die Türken ſcheinen eine Art Scheu vor dem Lande zwiſchen den drei Flüſſen gehabt zu haben, ſie ließen es nach der Schlacht von Mohacs noch ein Vierteljahrhundert in Ruhe, ſie begnügten ſich mit dem Schein einer Schutzherrſchaft über dasſelbe. Erſt im Jahre 1552 eroberten ſie das Banat. Und ſie beherrſchten es von da ab bis zum 17. Oktober 1716, dem Tage, an dem Prinz Eugen in Temeſchwar als Sieger einzog. Obgleich die Türken allen chriſtlichen Bewohnern der Stadt einſt die volle Freiheit ihrer Religionsübung und ihres Volkstums zugeſichert hatten, ſtarben während ihrer hundertvierundſechzigjährigen Herrſchaft alle früheren Geſchlechter aus, und auch das Land ringsum war gänzlich entvölkert, als die kaiſerlichen Heere es wieder eroberten. Entvölkert und verſumpft, von Auen, Mooren und Urwäldern bedeckt, ſo ſchildert Griſelini das Land. Wölfe, Bären und Wildſchweine hauſten hier, tötliche Miasmen verpeſteten die Luft, das Fieber überfiel jeden Fremden, der ſich ein paar Tage aufhielt. „Da hörte man im ganzen

Lande keinen Ton eines ſingenden Vogels, weder der aufwirbelnden Lerche noch der buſchbewohnenden ſanften Nachtigall — doch dafür krächzten Elſtern und Raben, und mit dieſen wechſelten zur Nachtzeit die Trauerlieder der Uhus und Eulen ab.“ Sumpfvögel, Adler, Wildgänſe und Raubgefieder jeglicher Art ſchwebten in Scharen über den Moräſten, aus denen ſich oft giftige Mückenſchwärme erhoben, über die kümmerlichen Herden herfielen und ſie töteten. Von den Urbewohnern hatten ſich im höher gelegenen Oſten die Rumänen behauptet, im Weſten ein paar Serben. Verkommene Tatarenhorden zogen als Räuber umher und plünderten die Armut dieſer letzten Einwohner. Jeder Reiſende, der den Weg durch das Banat nahm, wurde ausgeraubt oder ermordet.

So fand Herzog Karl von Lothringen als erſter Beſieger der Türken dieſes Land, ſo fand es Prinz Eugen, der es endgültig dem Kaiſer Karl VI. ſicherte. Prinz Eugen übergab das eroberte Zentrum dieſer ungaſtlichen Wüſte an den Feldzeugmeiſter Grafen Klaus Florimond Mercy. Unter ſeinem friedlichen Oberkommando ſollte die entvölkerte Provinz wieder für Menſchen bewohnbar gemacht und dann neu beſiedelt werden.

Eine Rieſenaufgabe. Aber Graf Mercy hat ſie gelöſt. Er wendete zwanzig Lebensjahre und die Arbeitskraft von tauſenden Soldaten daran, damit das werden konnte, was geworden iſt, und ſeine Nachfolger unter Maria Thereſia und Joſef II. führten das von ihm begonnene Werk in einem weiteren halben Jahrhundert zur Blüte empor. Es wurden zur Entſumpfung des Banats ſchiffbare Kanäle gebaut, Städte angelegt und hundert Dörfer mit großen Ländereien ausgemeſſen, man ſchuf Hochwaſſerdämme und zahlreiche andere Kulturwerke. Und alsbald ergeht der Ruf des Kaiſers

in die Lande. Weithin dringt seine Stimme, alle Völker Europas hören sie, und sie sind alle willkommen zur Besiedlung einer Provinz, in der herrlicher, nie bebauter Urweltboden an Mutige zu vergeben ist. Und es kommen Deutsche aus allen Gauen des Heiligen Römischen Reiches, Griechen und Bulgaren aus Mazedonien, Franzosen und französierte Deutsche aus Lothringen und dem Elsaß, Schwaben aus der Pfalz und vom Rhein, Italiener, spanische Juden und Vollblut-Spanier aus Biscaya, die ihre Niederlassung Neu-Barcelona nennen. Aber die erste Aussaat gedeiht nicht. Überall lauert der schwarze Tod, die Pest, mäht die Ansiedler nieder, die Wölfe und Bären fressen ihre Herden; auch die Janitscharen kommen wieder, die türkischen Räuber unter ihrem Anführer Haram Pascha plündern die jungen Dörfer, und was nicht untergeht, ergreift voll Grausen die Flucht. Ungezügelte Hochwässer vollenden die Verwüstung. Aber immer wieder wird das Werk von vorne begonnen und die Deutschen erweisen sich als die zähesten, die Schwaben ertragen das mörderische Klima und alle Unbilden dieses Kampfes ums Dasein am besten. Zuletzt werden nur noch Schwaben genommen und sie kamen in Scharen.

Auf Auswanderschiffen zogen sie von Ulm, Regensburg und Passau die Donau herab. Dort erhielten sie die erste Hälfte des Zehrgeldes von der kaiserlichen Agentur ausbezahlt, das ihnen war zugesichert worden, in Wien die zweite. Hier mußten sie kurzen Aufenthalt nehmen, bis ihre Siedlungsangelegenheiten in Ordnung gebracht waren durch die kaiserliche Hofkammer. Beamte nahmen sie in Empfang, im „Passauer Hof", im „Regensburger Hof" und anderen Einkehrgasthöfen wurden sie einquartiert, die Stadt wurde ihnen gezeigt und wenn es sich tun ließ, auch

die Kaiserin Maria Theresia oder ihr Sohn, Josef II. So nahmen sie ein wärmeres Gefühl für das schöne Wien mit in die neue Heimat im fernen „Hungarn".

Denn daß das Banat zu Ungarn gehörte, das vergaß man nie. Auch in Wien nicht, und doch schien es länger als ein halbes Jahrhundert, als ob man andere Pläne mit dieser Provinz hätte. Sie wurde streng kaiserlich regiert und deutsch verwaltet. Schon im Jahre 1718 hatte Temeschwar seinen deutschen Magistrat und es galt hier deutsches Städterecht. Aber Maria Theresia hatte sich eine Zusage abschmeicheln lassen und vom Jahre 1780 ab wurde das Banat und die angegliederte Batschka, deren Besiedlung nunmehr als nahezu vollzogen gelten konnte, allmählich wieder mit Ungarn vereinigt, mit Ausnahme der neugeschaffenen Militärgrenze. Die mittelalterliche Komitatsordnung wurde auch im Banat wieder eingeführt, man teilte das Land wieder in drei Verwaltungsbezirke: Temesch, Torontal und Krascho wurden die Komitate des Banats genannt, und an Stelle des einen österreichischen Militärgouverneurs beherrschten das Land nun drei Obergespäne. Sie hatten ihren Sitz in Temeschwar, Groß-Becskerek und Lugosch. Sie achteten die guten Überlieferungen und hinderten die weitere Entwicklung der Kolonie auf keine Weise. Und diese gedieh ganz außerordentlich. Der Wohlstand wuchs und alles ringsum wurde germanisiert — die Herren Obergespäne selber mit inbegriffen. Im ganzen Banat gab es keinen Madjaren. Nur wer einmal über einen der drei Flüsse hinüberkam, hörte die schönen, klangvollen Laute dieser Sprache. Die Festung Temeschwar aber pflegte ihren Zusammenhang mit Wien ganz besonders. Übrigens waren auch Ofen und Pest deutsche Städte. Das Madjarentum wohnte auf einem streng geschlossenen Sprachgebiet in fünf-

undzwanzig Komitaten, ſein Hochadel war international geworden, der Kleinadel ſaß grollend, verbauernd auf ſeinen Schlöſſern. Das Türkenjoch war ja durch die kaiſerlichen und die deutſchen Reichstruppen gänzlich abgeſchüttelt worden, aber ein Jahrhundert faſt war verſtrichen, bis die zweieinhalb Millionen Madjaren, die nach der Zeit der unſeligen Bürgerkriege und der hundertfünfzigjährigen türkiſchen Herrſchaft noch vorhanden waren, ſich wieder wirtſchaftlich und moraliſch gekräftigt hatten. Und Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zählte man wieder 3358000 Madjaren. Das Deutſchtum wurde damals in ganz Ungarn auf etwas mehr als eine halbe Million geſchätzt. Noch war die ſächſiſche Kolonie in Siebenbürgen neben den weſtungariſchen Komitaten Ödenburg, Eiſenburg, Wieſelburg, Preßburg die ſtärkſte deutſche Geſamtheit. Das Banat hatte noch keine eigene Phyſiognomie. Daß dort die „Schwaben“ die Dukaten als Weſtenknöpfe trugen, war aber ſchon ſprichwörtlich. Das Banat war aus einer verſumpften und verſeuchten Wildnis durch deutſchen Fleiß die reiche „Kornkammer“ Ungarns geworden.

Eine neue Welt war da erſtanden. Auf uralte Siedlungen mit unerklärlichen Namen, die ausgeſtorben waren, wurden die friſchen Reiſer gepfropft, und zahlreiche neue Dörfer und Städte entſtanden, die dynaſtiſche Anklänge in ihren Namen haben. Auch in die Siedlungen der Bulgaren (Vinga, Kikinda), der Franzoſen (Charleville, Lovrin, Sankt Hubert, Solteur), der Italiener (Mercydorf), der Spanier (Neu-Barcelona, heute Groß-Becskerek) rücken Deutſche ein. Dörfer, wie Csatad, (Lenaus Geburtsort!), Perjamoſch, Facset, Bogaroſch, Rekaſch, Uipécs, Gyertyamoſch u. a. ſind urſchwäbiſche Niederlaſſungen geworden. Daneben entſtehen Hatzfeld, Sackelhauſen, Engelsbrunn, Schöndorf,

Traunau, Heufeld, Marienfeld, Albrechtsflor, Blumenthal, Segenthau, Guttenbrunn, Neudorf, Wiesenhaid, Kreuzstetten, Liechtenwald, Neuhof, Klein-Altringen, Charlottenburg, Königshof, Greifenthal, Triebswetter, Gottlob, Ostern, Mastort, Bilet, Neu-Arad, Jahrmarkt, Bruckenau, Apatin, Werschetz, Weißkirchen, Detta, Zaderlach, Freidorf, Franzfeld, Kathreinfeld, Karlsdorf, Oravicza, Schowee und fünfzig andere Dörfer, die in ihrer Gesamtheit heute eine schwäbische Bevölkerung von beiläufig 600000 Seelen besitzen. Dazwischen eingestreut sind auch ältere rumänische und serbische Niederlassungen, da und dort ist auch noch eine letzte Spur von Bulgaren zu finden, aber die Italiener, Spanier und Franzosen sind völlig verschwunden, und ihre letzten Reste gingen unter im schwäbischen Element. So stammte z. B. noch der greise Bischof Bonaz in Temeschwar, der vor etwa zwanzig Jahren starb, von durchaus französischen Eltern aus dem lothringischen Dorfe Triebswetter im Banat. Heute ist auch dieses Dorf ganz schwäbisch. Und aus der blühenden Volkskraft dieser deutschen Siedlungen entstanden Tochtergemeinden jenseits der Donau, in Syrmien und Slawonien — in Bosnien. Als man den Weg nach Amerika noch nicht gefunden hatte, gab man seinen Überschuß an Slawonien ab und so blüht heute auch dort eine schwäbische Welt von mehr als 150000 Seelen. Semlin, Franzthal, Ruma, Indja, Neu-Pazua und viele andere große, wohlhabende Schwabengemeinden sind aus dem Banat und der Batschka besiedelt worden. Sie gehören zum kroatischen Königreich, sind aber doch in mittelbarem Zusammenhang mit den Schwaben der Batschka und des Banats geblieben und bilden mit der sogenannten Schwäbischen Türkei (den Komitaten Baranya und Tolnau) zusammen jene große südungarische Schwaben-

kolonie, die man insgesamt auf eine Million Seelen veranschlagen darf.

Der Staat, das heißt der Kaiser, besiedelte zuerst das Banat, dann die Batschka mit Deutschen. Die Bischöfe, die mit großen Gütern bedachten Feldherren und viele Adelsgeschlechter aber besiedelten zum Teil schon früher als der Kaiser ihre Ländereien ebenfalls mit Schwaben. In all dieser Siedlungsarbeit fehlte der einheitliche Zug, fehlte ein leitender Gedanke. Nur Graf Mercy im Banat hatte einen solchen. Er ließ zwischen je zwei deutschen Gemeinden immer eine andersprachige bestehen, die aufgezehrt werden sollte. Sie wurde aber nur wirtschaftlich aufgezehrt, denn eine Rassenmischung gingen die deutschen Bauern niemals ein. Der Mercysche Plan der sprachlichen Eindeutschung gelang zum Teil, der der Auffaugung konnte nicht gelingen, es blieben die verschiedenen Völker nebeneinander bestehen. Man hat Beispiele, daß sich selbst in gemischtsprachigen dörflichen Gemeinden keine Annäherung vollzog. So kennt man ein Beispiel aus der Schwäbischen Türkei. In einer Gemeinde ist die rechte Seite der Hauptgasse seit zweihundert Jahren mit Deutschen, die linke mit Madjaren besiedelt worden. Das blieb so bis auf den heutigen Tag. Umso schroffer blieb das dort, wo ähnliche Siedlungen mit Walachen, Serben oder Slowaken stattfanden. Diese Anderen wurden da und dort ausgekauft und wanderten fort, eine Rassenmischung gab es nicht. Der „Schwob", den man ob seiner ungeheuren Arbeitsamkeit zuerst als einen lästigen Nachbar empfand, über den man sich lustig machte, erwies sich nicht nur als gefährlicher Mitbewerber, er war auch von einer angeborenen Rassenkeuschheit, die jede Annäherung ablehnte.

Und ist er denn ein Schwabe, dieser „Schwob"? Er

war es nicht durchwegs, aber er wurde es. Die ſüddeutſche Mundart war ſo ziemlich allen gemeinſam und das Schwäbiſche gewann in dem Gemiſch der verſchiedenſten deutſchen Stämme allmählich die Herrſchaft. Man ſchwäbelte in jedem Dorfe anders, aber man ſchwäbelte. Die Trachten waren anfangs verſchieden und ſind es noch heute, aber ſie näherten ſich einander doch, denn man ſah ſich auf Wallfahrten, Kirchtagen und den ſtädtiſchen Märkten und ſchliff ſich aneinander ab. Die deutſchen Schützenkorps der einzelnen großen Dörfer waren bald gleichmäßig gekleidet, ſie hielten den rein ſchwäbiſchen Typus jahrzehntelang obenauf. In dunkelblaues, faſt ſchwarzes Tuch gekleidet, mit hohen, glänzenden Röhrenſtiefeln und einem mächtigen, breiten Filzhut ſchritten ſie gar ſtattlich einher. Die „Pekeſche“ war nicht verſchnürt, ſondern einfach übereinander geknöpft, die Stiefelröhren waren oben nicht geſchweift, nicht mit Borten und einer Roſette beſetzt, wie bei den Madjaren. Und die Weiber gingen zwar in ſtarrender Seide einher, aber in Schnitt und Farben durchaus bäuerlich, wie im Schwarzwald. Der beliebteſte und verbreitetſte Mädchenname aber war Bärbl. Wenn dieſe Schwäbinnen aufs Feld zogen zur Arbeit, trugen ſie oft Waſſerkrüge und andere Nutzgefäße mit ſich, die ganz und gar nicht zu ihren derben Holzſchnittfiguren paßten, denn ſie waren antiken Charakters und überaus ſtilvoll in ihren Formen und Farben. Das uralte Töpfergewerbe war in dieſem weltgeſchichtlich bewegten Lande auf ein Nomadenvolk von Zigeunern übergegangen, die — wie ſchon geſagt wurde — bis auf unſere Tage die überlieferten Formen aus dem römiſchen Dacien lebendig erhielten.

Überaus reich und mannigfaltig iſt das Leben der ſüdungariſchen Schwaben in ihren Sitten und Bräuchen,

Liedern und Tänzen und Festen. Man findet auf dem Raume dieser rund um das Banat lagernden Siedlungen eine Musterkarte so ziemlich aller süddeutschen Volksbräuche aus der alten Heimat wieder und man wird sie besser erhalten und echter vorfinden als im Deutschen Reiche selber, denn hier hat sich wenig geändert, die Entwicklung blieb vielfach dort stehen, wo sie bei der erfolgten Auswanderung einst stand. Die Freunde der deutschen Volkskunde könnten in diesen deutschen Siedlungen manches finden, das ihres Studiums wert wäre und für die deutschen Sprachforscher dürfte es eine lohnende Aufgabe sein, den Mundarten nachzugehen, die da gesprochen werden und die sich zum Teil gewandelt und vermengt haben dürften. Es kamen in dem fremden Lande, das andere Lebensbedingungen bot und andere Arbeitsgebiete erschloß, hundert neue Begriffe hinzu, die mundartlich ausgeprägt sein wollten. Die Anlage eines Wörterbuches der Schwaben in Ungarn wird eine wissenschaftliche Aufgabe der nächsten Zukunft sein und sie müßte geleistet werden, ehe die Verheerung sich kund gibt, die durch eine fünfzigjährige Madjarisierung schon angerichtet wurde.

Die Schwaben haben in ihrem Heißhunger nach „Feld und Geld" die Pflichten gegen sich selbst nie vergessen, sie lebten in ihrem bäuerlichen deutschen Kulturelemente still weiter und es war ganz selbstverständlich, daß sie gute Dorfschulen hatten, daß ihre Söhne vom Militär als Unteroffiziere heimkehrten und daß die Überzähligen studierten und „herrisch" wurden oder ein Gewerbe erlernten, denn der Handwerkerstand genoß von jeher das beste Ansehen unter ihnen. Und gute „Ungarn" waren sie ebenso selbstverständlich, sie gaben dem Staat und dem Kaiser, was ihnen gebührte. Von den nationalen Bestrebungen der Madjaren hörten sie nur in den Städten, die lagen ihnen ganz fern.

Und das Jahr 1848 überrumpelte sie völlig, sie wußten nicht, wohin sie gehörten, ob zu den Kaiserlichen oder den Revolutionären. Sie verhielten sich neutral und wurden von beiden Seiten gründlich ausgenützt. Ihre Söhne standen beim Kaiser und ihre hunderttausend Gespanne dienten bald da und bald dort. Sie schafften die vor Temeschwar endgültig geschlagene ungarische Honvedarmee über die Maroſch zum Hauptheer des Görgei, der sich aber nicht mehr behaupten konnte. Die Kaiserlichen unter Haynau rückten an, auch Jellačič war mit den Südslaven unterwegs und von Siebenbürgen her kam das Hilfsheer der Russen. Und diesen ergab sich Görgei kampflos. Damit verletzte er den Sieger Haynau tötlich. Und man empfand den Stachel dieser Handlungsweise auch in Wien.

Der Niederbruch der Revolution brachte dem Banat und der Batschka eine große Überraschung, es wurde neuerlich von Ungarn getrennt und mit einem Teil Slawoniens als eine serbische „Wojwodina“ verwaltet. (Der offizielle Titel der neuen Provinz hieß: „Serbische Wojwodschaft und Temescher Banat“.) Man fühlte sich eben in Wien den Südslaven so sehr zu Dank verpflichtet für ihre Mithilfe gegen die Madjaren! Die den Serben gewährte Selbstverwaltung weckte die Gelüste aller anderen Völker und die Rumänen und Slowaken forderten alsbald dasselbe. Auch die Schwaben meldeten sich, sie verlangten vom Kaiser ein Oberhaupt, einen „deutschen Grafen“, so wie die Sachsen in Siebenbürgen einen hatten, der über der Pflege ihres nationalen Lebens zu wachen hätte. Diese denkwürdige Urkunde war von den Vertretern zahlreicher deutscher Gemeinden unterzeichnet und sie ist von mir zuerst veröffentlicht worden. (Sie wurde auch in dieses Buch aufgenommen.) Die Wojwodina wurde schon nach zehn Jahren wieder auf-

gelöst, alle Wünsche der Nationalisten blieben unerfüllt, die der Deutschen aber erfüllten sich von selbst, denn es störte niemand ihre Entwicklung, es blieb alles so deutsch wie es war und die Zeit von der Revolution bis 1867 war eine der glücklichsten für das südliche Ungarn. Temeschwar wurde wieder der Sitz eines Regierungspräsidenten aus Wien und eines militärischen Gouverneurs. Die Stadt, die ursprünglich einen starken serbischen Einschlag hatte, wurde nun ein deutsches „Klein-Wien", sie blühte neu auf. Sie war keine Garnisonsstadt, die nur um ihrer militärischen Bedeutung willen gedieh, nein, Temeschwar wurde immer mehr ein Verkehrs- und Handelsmittelpunkt. Es herrschte reges Leben, große Vorstädte gliederten sich außerhalb der Wälle an, es wurde in allen Zungen geredet, nur Madjarisch hörte man selten oder gar nicht sprechen. Die Stadt war deutsch. Verkehr hatte sie mit Serben, Rumänen, Bulgaren, Montenegrinern und andern Völkern. Und im Bischofspalast residierte damals der schon genannte geistliche Oberhirte französischer Abstammung, der Bischof Bonaz, der in dem lothringischen Dorfe Triebswetter im Banat geboren war.

In dieser Zeit des Aufschwunges dehnten und reckten sich die Schwaben allerorten und gewannen an Boden. Im Jahre 1780 gab es im Banat bloß dreißig Dörfer mit ausschließlich deutscher Bevölkerung, 1870 aber gab es schon hundert. Davon sind bloß zwanzig Dörfer neu, fünfzig sind von den Andersprachigen erobert worden. Die überwiegende Mehrheit besitzen die Schwaben in dreißig Ortschaften und in siebzig bilden sie eine starke Minderheit, die unablässig an Ausdehnung zunimmt. Trotzdem ist die heutige Karte des Banats nur um weniges verschieden von der ersten, die Griselin im Jahre 1780 mitgeteilt hat. Die Deutschen haben es in den meisten Fällen vorgezogen, nur den Besitz

der benachbarten rumänischen oder serbischen Ortschaften zu kaufen oder zu pachten, aber in ihren eigenen Dörfern seßhaft zu bleiben. Und es entstanden auf solche Art zahlreiche deutsche Bauerndörfer mit vier- bis fünftausend Einwohnern und ebensovielen Fuhrwerken. Einzelne Orte, die noch immer keine Städte sind, haben sogar zehntausend Einwohner.

Auf diese blühende Welt deutschen Lebens, die in Temesvar, Werschetz, Ung.-Weißkirchen, Neusatz, Pancsova, Apatin, Hatzfeld, in Fünfkirchen und anderen Städten und Großgemeinden ihre Sammelpunkte hatte, fiel nach 1867 ein Reif. Der Kaiser hatte sich nach Königgrätz mit den Madjaren „versöhnt", er ließ sich zum König von Ungarn krönen und umgab sich mit einem madjarischen Ministerium. Schritt für Schritt wurde von da ab in ganz Ungarn der deutschen Kultur entgegen gearbeitet. Ein halbes Jahrhundert dauert diese Gegenwirkung nun an und da ihr alle Machtmittel des Staates zu Gebote standen, so war ihr Erfolg ein ungeahnt großer.

Es ist hier nicht der Ort für politische Auseinandersetzungen über das schwierige ungarische Problem, darum seien nur ein paar Tatsachen festgestellt.

Mit höchster Achtung darf man jener großen ungarischen Patrioten gedenken, die das Nationalitätengesetz geschaffen haben. Nachdem Ungarn seine staatliche Selbständigkeit im Jahre 1867 durch den „Ausgleich" mit Österreich wieder erlangt hatte, schufen Deak, Andrassy, Eötvös und andere leitende Männer ein Jahr später ein Gesetz, welches alle im Reiche der Stephanskrone wohnenden zwölf Nationalitäten so sehr befriedigen sollte, daß sie in ihrer Einverleibung in die „unteilbare politische ungarische Nation" keine Gefährdung ihres Volkstums erblicken konnten. Diese

weiſen Staatsmänner ſagten ſich, daß nur zufriedene Völkerſtämme in alle Zukunft mit den Madjaren gehen werden. Man ſchuf den Begriff der unteilbaren „politiſchen Nation“, und alle Bewohner des Landes ſollten „Ungarn“ in dieſem Sinne ſein. Den Nationalitäten aber räumte man alle Rechte einer freien ſelbſtändigen Entwicklung ein. Sie ſollten überall dort, wo ſie in der Mehrheit beiſammen wohnen, ihre Sprache in Amt und Schule offiziell gebrauchen dürfen. Und ſelbſt dort, wo eine Nationalität nur ein Fünftel in der Gemeinde bildet, hat ſie das Recht, zu fordern, daß die Verhandlungen und die Protokolle auch in ihrer Sprache geführt werden. Vor Gericht kann nach jenem Geſetz jeder in ſeiner Mutterſprache ſein Recht ſuchen, jeder behördliche Beſcheid muß ihr auch in dieſer Sprache übermittelt werden, und „jeder Beamte iſt verpflichtet, in ſeinem Verkehr mit den Gemeindebewohnern deren Sprache zu gebrauchen“. Das waren goldene Worte, weiſe Abſichten.

Aber ſie ſind nie erfüllt worden. Man hat zuerſt ſämtliche Hoch- und Mittelſchulen Ungarns, dann auch die Volksſchulen der Deutſchen madjariſiert. Alle deutſchen Ortsnamen ſind in madjariſche verwandelt worden, auch die lieben Namen der Banater Siedlungen exiſtieren auf keiner Karte und in keinem Ortsverzeichnis mehr. Das hundertjährige deutſche Theater wurde überall ausgerottet. Keine amtliche Urkunde wird anders als magyariſch ausgefertigt, kein Gericht verhandelt anders, keine Aufſchrift iſt im ganzen Lande mehr deutſch, nur an die Kaſernen konnte man nicht heran, die ſtehen heute wie in Feindesland da mit ihren ſchwarz-gelben Farben und ihren deutſchen Aufſchriften. Die Protokollſprache aller Gemeinden iſt die madjariſche. Gegen Recht und Geſetz iſt tauſendfältig gehandelt worden und niemand hat dem Einhalt getan.

Und so ist denn überall ein Bruch in das deutsche Leben gekommen, namentlich in das der Intelligenz, und es wuchsen Geschlechter heran, die sich nicht mehr als Deutsche fühlen, wenn sie auch noch deutsch sprechen. Man schöpft seit fünf Jahrzehnten die Intelligenz der Deutschen ab für das Madjarentum: Dieses unfruchtbare „Staatsvolk" vermehrt sich dem Scheine nach mehr als jedes andere. Es will heute zehn Millionen zählen, kann aber bestenfalls bloß sieben Millionen stark sein.

Doch es fehlt auch an der Gegenbewegung nicht. Der Kern des Schwabenvolkes, der im Dorfe wurzelt, ist noch unbeschädigt und aus seinen studierenden Söhnen geht nach einigen verlorenen Generationen langsam wieder ein deutschbewußtes Geschlecht hervor. Auch haben die Schwaben heute ihre besondere schöngeistige Literatur, sie zählen ernsthafte Historiker zu ihren Söhnen und zu ihren Freunden, sie werden nicht untergehen in dem großen Völkerbrei des ungarischen Staates. Man hat in Ofen-Pest ein bißchen zu früh das Halali geblasen für die Schwaben. Schon am 21. Juli 1883 schrieb ein Regierungsblatt in Pest (der „Nemzet") einen Leitartikel über das Deutschtum in Ungarn, der wie ein Sterbegeläute klang. Um seiner statistischen Feststellungen willen sei er hier im Auszug zitiert. Er ist ein Meisterstück von Schönfärberei und ungewollter Selbstbeleuchtung:

„Das ungarländische Deutschtum ist keine Nationalität. Seine Sprache ist noch überwiegend deutsch, aber sein Herz madjarisch. Nicht eine einzige Nervenfaser knüpft es an sein altes Vaterland. Es ist nicht nur mit seinem materiellen, sondern auch mit seinem geistigen Organismus in den magyarischen Boden hineingewachsen. Es ist Fleisch und Blut von der magyarischen Nation" usw. usw. Und das Blatt

ſtellte ziffernmäßige Behauptungen über die Fortſchritte der Städtemagyariſierung auf, die noch heute von höchſtem Intereſſe ſind: „Ofen hatte in den zwanziger Jahren 25000 Einwohner; mit Ausnahme von ein paar hundert Madjaren und 1000 Serben lauter Deutſche; Peſt hatte 62000 Einwohner; mit Ausnahme von ein paar tauſend ebenfalls Deutſche. Die letzte Volkszählung (1881) aber hat in Ofen-Peſt 198000 Madjaren und nur 119000 Deutſche ergeben. Unter den 12000 Einwohnern Ödenburgs waren vor fünfzig Jahren kaum ein paar hundert Magyaren, gegenwärtig ſind unter 23000 Einwohnern 5000 Madjaren. Raab war noch in den dreißiger Jahren zum großen Teil deutſch, heute iſt es eine rein madjariſche Stadt. Auch Preßburg hat es jetzt ſchon zu achthalbtauſend Madjaren gebracht neben 30000 Deutſchen. In Neuſatz wohnten vor einem halben Jahrhundert nur Deutſche und Serben, heute hat die madjariſche Einwohnerſchaft die deutſche überflügelt. In Temesvar kann heute das Madjarentum auf 7000 Köpfe neben 18000 Deutſchen veranſchlagt werden, vor einem halben Jahrhundert war dort kaum ein Madjare“.

Der leitende Gedanke des Artikels iſt: der Deutſche „aſſimiliert“ ſich, er geht allmählich auf im Madjarentum. Seit dieſer Feſtſtellung ſind mehr als dreißig Jahre vergangen, aber wir leben noch und das ganze deutſche Volk hat heute mehr Kenntnis von unſerem Daſein als damals.*) Das Deutſchtum im Banat, in der Batſchka, in Slavonien und in der Schwäbiſchen Türkei bildet heute für uns eine große völkiſche Einheit. Dieſe Million Schwaben wird man leben laſſen müſſen.

---

*) Siehe des Verfaſſers Roman: „Die Glocken der Heimat.“ (Leipzig, L. Staackmanns Verlag.) 15. Tauſend.

Aus dieſer grandioſen Siedlung heraus, einem Werke altöſterreichiſcher Kulturarbeit, kommen neueſtens immer mehr Ortsgeſchichten und lokale Zeugniſſe einer faſt zweihundertjährigen Entwicklung. Es iſt rührend, dieſe hiſtoriſchen Dilettantenarbeiten von Dorfpfarrern und ungenannten Helfern zu leſen. Sie ſchürfen tapfer aus ihrem Erdreich, was noch zu finden iſt, und öffnen manche alte Bauerntruhe; auch manches Gemeindearchiv hat ſich erhalten, die Pfarr- und die Grundbücher und nicht zuletzt die Aktenbeſtände des Hofkriegsrates im Wiener Kriegsarchiv werden zu Rate gezogen. Von überall her fließt ungeordnetes, aber hochintereſſantes Material. Man kann die Geſchichte der Gemeinde Franzfeld, die Monographie der Gemeinde Gyertyamoſch, die Monographie der viel jüngeren Gemeinde Rudolfsgnad und die Geſchichte der evangeliſchen Gemeinde Liebling, ſo dürftig die letztere iſt, geradezu als Quellenwerke für den künftigen Geſchichtsſchreiber des Banats bezeichnen. Man findet in den Tabellen dieſer einzelnen Geſchichtswerke alle Namen der erſten Anſiedler verzeichnet und bei vielen auch ihre Herkunft, die alten „Gewährs-Scheine“ und „Ritt-Büchel“, die den Koloniſten ausgefolgt wurden, tauchen wieder auf und werden im Wortlaut abgedruckt, man erfährt die damaligen Preiſe von Feldern und Getreide, Vieh und Gebrauchsgegenſtänden und lernt das ganze Syſtem der Beſiedlung genau kennen. Auch die Laſten von einſt und jetzt, die der Bauer trägt. In der Gyertyamoſcher Monographie z. B. iſt das Anſchwellen der Grundſteuern von 1797 bis 1900 tabellariſch durchgeführt. (Leider ohne die nötige Aufklärung über den Wert des Guldens von einſt und jetzt.) Vom Jahre 1707 bis 1380 zahlte eine Seſſion Feld immer gleichmäßig 11 fl. 57 kr. Grundſteuer. Um 1847 ſchon 17 fl., 1851 30 fl., 1855 53 fl.,

1857 73 fl., 1863 101 fl., 1884 148 fl. und 1900 180 fl. Daß im Jahre 1784 ein Pferd nur 20 fl. koſtete und ein Metzen Brotfrucht 1 fl. 20 kr., daß der Staat dem Koloniſten um 155 fl. ein Bauernhaus hinſtellte und ihm um 3 fl. einen Brunnen graben ließ, das ſteht jenem erſten Steuerſatz ſehr lehrreich gegenüber.

Die Franzfelder gaben in ihrer Ortsgeſchichte eine hundertjährige Überſicht der Volksbewegung in ihrer Gemeinde, die ſehr lehrreich iſt. Da galten Kinder noch als ein Segen des Hauſes! Und man begreift, daß aus 100000 urſprünglich angeſiedelten Schwaben mehr als eine Million geworden ſind, obwohl ungezählte Tauſende ihrer Söhne in die Welt hinauszogen, namentlich in die neue. Auch die ortsüblichen Sitten und Gebräuche, Sprichwörter und Volkslieder werden in den einzelnen Monographien mitgeteilt, und man findet da uraltes deutſches Volksgut.

Es iſt eine erfreuliche geiſtige Regſamkeit in dieſen deutſchen Bauern wahrzunehmen, die keine eigentliche Volkseinheit bilden, weil ihre Abſtammung zu verſchieden iſt; aber ſobald ſie ſich durch eine gemeinſame Geſchichte verbunden fühlen, ſind ſie auf dem Wege, eine Einheit zu werden.

Nein, das ungariſche Schwabentum ſteht nicht am Ende ſeiner Entwicklung, wie die „Nemzet"-Leute Anno 1883 glaubten, ſondern am Beginne derſelben.

Ein Dokument der Banater Schwaben.

Im Temeſcher Banat fiel die eigentliche Entſcheidung über die ungariſche Revolution. Der kaiſerliche General Haynau, über deſſen menſchlich unerfreulichen Eigenſchaften die Nachwelt nur einer Meinung iſt, hat durch ſeine ſchneidige, kraftvolle ſoldatiſche Führung die Vereinigung der beiden Revolutionsheere verhindert und das eine derſelben bei Temeſchwar am 9. Auguſt 1849 aufs Haupt geſchlagen. Görgei, der mit etwa dreißigtauſend Mann jenſeits der Maroſch, bei Vilagoſch, ſtand, harrte vergeblich auf das zweite ungariſche Heer, es war vor Temeſchwar vernichtet worden und hatte ſich aufgelöſt. Und an ſeiner Stelle näherte ſich Haynau, der Sieger, von deſſen grauſamer Härte das Land ſchon voll war. Von Siebenbürgen her aber kamen die Ruſſen unter Paskiewitſch. Von Kroatien war Jellačič im Anmarſch.

So eingekeilt, ergab ſich Görgei am 13. Auguſt 1849 mit ſeinem Heere. Aber nicht dem Haynau, nicht den Öſterreichern ergab er ſich, ſondern den Ruſſen. Damit traf er Haynaus Ehrgeiz auf das empfindlichſte und beſchwor großes Unglück über die Häupter ſeiner Mitkämpfer herauf. Wer weiß, ob die dreizehn ungariſchen Generale gehängt worden wären, wenn Görgei anders gehandelt hätte. Seine Kapitulation vor den Ruſſen, die übrigens auf dem Beſchluß eines Kriegsrates beruhte, der bei Vilagoſch abgehalten wurde, war von unabſehbarer Tragweite. Paskiewitſch richtete ſein bekanntes Triumphtelegramm an den Czaren: „Ungarn liegt zu Füßen Eurer Majeſtät“, und erſt über Petersburg erhielt Kaiſer Franz Joſeph die Kunde von der Unterwerfung des Revolutionsheeres. Aus zweiter Hand empfing man in Wien die eigene Provinz wieder. Und

gleichzeitig erbat sich der Czar die Begnadigung Görgeis. Der russische Thronfolger und Paskiewitsch aber setzten sich auch für Görgeis Generale ein. Dem Czaren konnte seine Fürbitte nicht abgeschlagen werden, aber alle anderen Einmischungen wurden abgewiesen. Der Versuch der Russen, sich die besiegten Madjaren zu verpflichten und sich vor ihnen als die milderen Herren aufzuspielen, weckte Erbitterung in der kaiserlichen Armee und peinlichstes Mißtrauen in Wien. Tief bereute man, die Russen zu Hilfe gerufen zu haben, da Haynau und Jellačič zuletzt ein solches Machtaufgebot entfalten konnten, daß sie allein fertig geworden wären mit der ungarischen Revolution.

Doch für Reue war kein Raum, es mußte in Ungarn Ordnung gemacht werden.

Eine ganze Fülle von staatlichen Experimenten machte sich alsbald breit. Namentlich die Südslaven, die Kroaten und Serben, präsentierten dem Wiener Hofe eine fette Rechnung für ihre Mithilfe gegen die Madjaren. Diese Mithilfe war allerdings nicht gering und hätte einigen Dank verdient. Der Banus Jellačič war nicht nur der unbedingt zuverlässige kaiserliche General und Heerführer, er war auch der populäre Führer seines Volkes. An ihn glaubte es. Wohin er es stellte, da stand es. Dieser Mann war viel wert für den Kaiser. Aber Jellačič hatte einen Lieblingstraum, der allzu kühn war. Er sah sich schon als Statthalter einer großen südslavischen Provinz, er wollte nicht nur Kroatien und Slavonien, sondern auch Dalmatien und das Banat und die Militärgrenze unter sich haben, ein großes dreieiniges illyrisches Königreich. Der südslavische Vizekönig in Groß-Österreich wollte er als Banus sein. Der Titel Wojwode war sein Ziel. Und er richtete das südliche Ungarn, das er besetzt hielt, einstweilen in seinem Sinne ein.

Das ganze Banat und die Batschka überschwemmte er mit serbischen Beamten. Obwohl die Serben da eine kleine Minderheit waren, sollten die Banater Schwaben in ihrer Hauptstadt Temeschwar, mit Werschetz, Weißkirchen und anderen Städten, sowie ihren mehr als hundert deutschen Gemeinden einfach in das südslavische Staatsgebilde eingeknetet werden. Serbisch war Trumpf.

Die Rumänen, die man damals noch Walachen nannte, hatten durch das Aufgebot eines Landsturmes in Siebenbürgen dem Kaiser ebenfalls große Dienste geleistet gegen die Madjaren. Und sie waren jetzt auch nicht sehr bescheiden in ihren Forderungen. Sie forderten die Schaffung eines großen rumänischen Kronlandes, in das all ihre Brüder in Siebenbürgen, Ungarn, der Bukowina, der Militärgrenze und im Banat aufgenommen werden sollten. Und einen rumänischen Capitano wollten sie an ihre Spitze gestellt sehen als Statthalter des Kaisers.

So waren die Deutschen des Banats und der Batschka in Gefahr, zwischen zwei sich befehdende und einander aufhebende staatliche Experimente zu geraten, weil sie zum Teil mit den Madjaren sympathisiert hatten. Aber schon als General Haynau im Banat einmarschierte, erhielten sie Luft. Der setzte die serbischen Beamten des Banus Jellačič im Banat zum großen Teil ab und führte die frühere deutsche Verwaltung wieder ein. Aber wer weiß, wie lang das dauert, sagten sich die Schwaben. Sie waren ängstlich geworden. Und da sie ihren Wert zu fühlen begannen gegenüber der Bedrängnis durch unkultivierte Völker und sich auch ihres Deutschtums bewußt waren, so hätte es damals nur eines Führers bedurft, um auch sie zu einer Kundgebung, einer Formulierung ihrer Wünsche zu bringen. Aber dieser Führer fehlte. Und es fehlte noch der Gedanke der Volkseinheit

unter den einſt aus allen ſüdlichen Gauen des Heiligen Römiſchen Reiches deutſcher Nation Eingewanderten. Dieſe Schwaben, Franken, Heſſen, Alemannen und Bajuvaren waren in der Urheimat in ebenſoviele Vaterländer getrennt, warum ſollten ſie denn hier eine Einheit vorſtellen. Und ſo waren ſie ohnmächtig.

Dennoch geſchah etwas, von dem wir bis vor einiger Zeit noch nichts wußten. Der rühmlich bekannte Hiſtoriker Heinrich Friedjung hat während der Vorarbeiten für ſeine „Geſchichte Öſterreichs von 1848 bis 1860“ in der Regiſtratur des öſterreichiſchen Miniſteriums des Innern einen Akt aufgeſtöbert, der einen hellen Lichtſtrahl auf die Zuſtände im Banat und die Geſinnungen und Hoffnungen der Schwaben wirft. Er fand eine von dreizehn wichtigen deutſchen Gemeinden des Banats „im Namen aller andern“ unterzeichnete Petition an den Kaiſer, von der die jüngeren Geſchlechter nichts mehr wiſſen. Und er veröffentlichte auf Seite 422 des erſten Bandes einen kargen Auszug daraus.

Dieſe Eingabe liegt mir jetzt endlich im Wortlaut vor. Sie iſt ein Fund von unſchätzbarem Wert für die neuere Geſchichte des Banats, eine Urkunde, die die Schwaben hochhalten, auf die ſie ſich in ſchweren Zeiten immer berufen ſollten. Ich glaube ſie in ihrem vollen Wortlaut und mit allen Unterſchriften, die ſie trägt, hier veröffentlichen zu ſollen.

Euer Majeſtät!

Allergnädigſter Kaiſer und Herr!

Das höchſt ſegenreiche und völkerbeglückende Wirken Ihro k. k. Majeſtät der unſterblichen Kaiſerin Maria There-

ſia glorreichen Andenkens hat vor beinahe einem Jahrhundert in das Temeſchwarer Banat und die angrenzenden Bacser und Arader Geſpannſchaften aus verſchiedenen Gegenden des deutſchen Reiches Anſiedler berufen, und dieſelben in ihren neuen Wohnorten mit wahrhaft kaiſerlicher Freigebigkeit verſorgt, um deutſchen Fleiß und Tätigkeit in das dazumalen verödete, größtenteils durch Sümpfe und Ueberſchwemmungen, höchſt ungeſunde und beinahe ganz entvölkerte Banat zu verpflanzen. Der herrlichſte Erfolg krönte das zum Heile der Völker begonnene Unternehmen, deutſche Arbeitsluſt, mit Ausdauer gepaart, hatte bald ſelbſt die unüberwindlich ſcheinende Schwierigkeit, und Cultur-Hinderniſſe beſeitigt, hier Kanäle gegraben, um den Sümpfen ihre Seuchen und Fieber erzeugenden faulen Gewäſſer zu entführen, dort Dämme aufgeworfen, um neuen Ueberſchwemmungen vorzubeugen, öde Wüſten in lachende Landſchaften, und trocken gelegte Sümpfe in üppige Fruchtfelder umgeſchaffen. Zwar erlagen Tauſende unſerer Väter in dem Kampfe mit den verpeſtete Düfte aushauchenden Sümpfen, denen ſie ihr zugemeſſenes Stückchen Land mit Aufopferung der Geſundheit, und oft ſelbſt des Lebens abgewinnen mußten, doch war die einſt empfangene kaiſerliche Huld und Gnade jederzeit der Muth einflößende Stern, deſſen Anblick zu neuer Tätigkeit entflammte, bis ſelbſt der Einfluß des feindlich geſinnten Climas überwunden, der Ackerbau zu einer nicht gewöhnlichen Vollkommenheit ſich emporſchwang — Banat zur Kornkammer des Landes, zur Perle des ungariſchen Reiches, und zu einem der geſegneteſten Landſtriche der öſterreichiſchen Monarchie geworden.

Daß bei ſo bewirkten Fortſchritten materiellen Wohlſtandes, die deutſchen Bewohner des Banats auch in ihrer geiſtigen Bildung neben anderen Nationen nicht zurück-

blieben, beweisen ihre besser eingerichteten und reichlicher dotirten Schulen, ferner, daß die Steuern im Lande nirgends pünktlicher entrichtet, die öffentlichen Lasten nirgends williger getragen, dagegen gröbere Verbrechen nirgends seltener vorkommen, als in den deutschen Gemeinden Banats. Diese in tiefster Untertänigkeit erwähnte Thatsachen, welche kein Verdienst, sondern bloß das Ergebnis treuer Erfüllung aufhabender Unterthanspflichten sind, können uns nie verleiten, vor anderen uns umwohnenden Völkerstämmen einen Vorzug beanspruchen zu dürfen, wohl aber verpflichten sie uns, jede andere Nationalität zu achten und zu ehren; nur den kleinen Ruhm, daß die auf die Ansiedlung unserer Väter von Seite des k. k. Aerars verwendeten Kosten nicht nutzlos verausgabt waren, und daß wir nicht ganz unnütze Glieder in der großen Völkerkette der österreichischen Monarchie sind, wagen wir mit demuthsvoller Unterthänigkeit zu beanspruchen.

In Frieden und bester Eintracht mit allen Völkerstämmen, durchlebten wir unbekümmert um Weltereignisse und Regierungsformen, mit unserer Lage völlig zufrieden beinahe ein Seculum, — Arbeit nur war unser Element, das Stückchen Feld, das wir bebauten, unsere Welt, das einzige Ziel, nach welchem wir gemeinschaftlich strebten, war: Fleißige Bauern und treugehorsame Unterthanen zu sein. — So kam das verhängnisvolle Jahr 1848, wo der laute Ruf nach Gleichberechtigung aller Nationalitäten auch uns aus dem Schlummer politischer Unthätigkeit erweckte, und uns nun erst wahrnehmen ließ, daß es für uns, als Stammverwandte der großen deutschen Nation sehr drückend und betrübend sei, sehen zu müssen, wie der deutsche Volksstamm, welcher im ganzen Ungarlande zerstreut Millionen — hier aber in dieser Gegend an engbei-

ſammen Wohnende dritthalbhunderttauſend Köpfe zählet, nicht mit den übrigen als gleichberechtigte Nation ſondern bloß als eine ſchutzloſe Waiſe im Hauſe einer anderen Nationalitäts-Fraktion betrachtet werde. Anfangs glaubten wir den Drang nach Gleichberechtigung mit den übrigen Nationen und Mitbewohnern unſeres Vaterlandes in unſerer Bruſt verbergen zu müſſen, denn nicht konnten, nicht durften wir die unheilvollen Wirren jener Zeit noch vermehren — ſpäter aber gewährte uns die, von Euer Majeſtät allen getreuen Unterthanen, der einigen, großen, und untheilbaren Oeſterreichiſchen Monarchie, allergnädigſt verliehene Reichsverfaſſung weit mehr Rechte, als wir bei dem kühnſten Fluge unſerer Hoffnungen wünſchen konnten — und erſt als die ruhmgekrönten Truppen Euer Majeſtät die lodernde Fackel des unheilvollſten Bürgerkrieges auslöſchten, und wir unter den ſchützenden Fittigen des Friedensengels uns zu erholen, der verlangten Gnaden und Rechte zu erfreuen begannen, als die heißeſten Dankgefühle zum Throne Eurer geheiligten Majeſtät als unſeren allergnädigſten Retter und Beglücker aus der Tiefe aller Herzen emporſtiegen, da wurde uns bekannt, daß die in Ungarn (Banate) wohnenden Serben, noch immer die Errichtung einer eigenen Woiwodſchaft — worin Geſchäftsſprache, Religion, und alle bürgerlichen Einrichtungen den Typus ihrer Nationalität tragen ſollen, eifrigſt wünſchen, und alles aufbieten, um dieſen ihren Wunſch verwirklicht zu ſehen. Wenig würde uns ſolches Begehren kümmern, wenn nicht eben wir, die Torontaler, Bacser und ein Theil der im Temeſcher Comitat wohnenden Deutſchen einen integrierenden Theil dieſer Woiwodſchaft ausmachen ſollten. Kaum befreit von dem Drucke einer anderen Nationalität, kaum die Süßigkeit koſtend, unſere Mutterſprache auch

in öffentlichen Geschäften gebrauchen zu dürfen, sollen wir, der zahlreichere, in Sprache und Abstammung dem Erlauchten Kaiserhause verwandte Stamm, den minder zahlreichen, als Anhängsel zugegeben werden? — Dieß ist es, Euer Majestät! was uns betrübt, und was uns bewog dieses unser unterthänigstes Bittgesuch Euer geheiligten Majestät kniefällig zu unterbreiten. Wir wünschen nichts sehnlicher, als unter dem unmittelbaren Schutze Euer Majestät, Glieder der großen österreichischen Monarchie zu sein; doch sollte es Euer Majestät gefallen, den Serben zur Wahrung ihrer Nationalität einen Woiwoden, den Romänen einen Capitain, den Slovenen (Slowaken) Oberungarns ein eigenes Oberhaupt zu geben; so wagen auch wir demüthigst Gefertigte im Namen Aller deutschen Gemeinden kniefällig zu bitten: Allerhöchstdieselben möge auch uns, etwa unter dem Namen eines deutschen Grafen, nach dem Vorbilde des Sachsen-Grafen in Siebenbürgen, ein unmittelbares Oberhaupt einzusetzen geruhen. Nicht der Wunsch nach nationaler Selbständigkeit, nicht seperatistische Tendenzen sind es, die uns diese unsere unterthänigste Bitte abdrangen. Nochmals wiederholen wir es: wir wollen Unterthanen eines großen Staates sein, in dem es nicht Ungarn, nicht Böhmen, nicht Polen oder Serben, in dem es nur glückliche, auf ihre allgemeine Nationalität stolze Oesterreicher gäbe, und nur in dem Falle, als die Nationalität jedes einzelnen Volks-Stammes consolidirt würde, bitten wir um Allergnädigste Berücksichtigung auch der Unsrigen. Auch wir mögen uns dann des Glückes erfreuen, ein unmittelbares Oberhaupt zu haben, unter dessen Schutz unsere Angelegenheiten, Gerichtspflege und öffentliche Verwaltung in deutscher

Sprache und nach deutscher Sitte behandelt, gepflogen und geleitet werde.

Die wir in tiefster Demuth ersterben.

Euer geheiligten Majestät

allerunterthänigste treugehorsamste Unterthanen

Mathias Walzer, Richter, Mathias Ballauer, Geschworner, Johann Resner, Geschworner, aus Gyertyamos. Paul Michel, Richter, Johann Spiller, Geschworner, aus Groß Jécsa. Mathias Hauslatner, Markt-Richter, Karl Petri, Bürger-Meister, Peter Heintz, Geschworner, aus Hatzfeld. Nikolaus Neurohr, Richter, Anton Taugner, Geschworner, aus Grabácz. Martin Mayer, Richter, Johann Ring, Geschworner, aus Lovrin. Peter Laut, Richter, Adam Engrich, Geschworner, aus Billet. Johann Kluch, Richter, Nikolaus Eberhard, Geschworner, aus Nakofalva. Joseph Mayer, Richter, Johann Ehardt, Geschworner, Johann Burjan, Geschworner, aus Klein-Jecsa. Adam Anton, Markt-Richter, Georg Mehrle, Geschworner, Johann Mühlberger, Geschworner, aus Csatád. Peter Schütz, Richter, Joseph Volk, Geschworner, Joseph Mangol, Geschworner, aus Bogarosch. Johann Lego, Richter, Georg Weiß, Geschworner, aus Gottlob. Peter Thierjung, Richter, Johann Laub, Geschworner, aus Sándorhaza. Peter Schneider, Richter, Franz Herman, Geschworner, aus Ostern.

Bogarosch, am 2ten Oktober 1849.

Das ist ein Dokument deutscher Treue, deutscher Biederkeit und Kraft. Hervorgegangen ist es aus dem Torontaler Komitat, einem Mittelpunkt blühenden deutschen Lebens.

Dieſer Ruf nach Selbſtverwaltung, nach einem Statthalter, einem deutſchen Grafen nach dem Vorbild des Sachſengrafen in Siebenbürgen, hat für den Kenner des Landes etwas Ergreifendes. Es iſt der erſte, elementare Aufſchrei des Banater Schwabentums als Volkseinheit. Leider hat man ihn nicht erhört. Während dieſes Krieges wurde das zweite Jahrhundert voll ſeit der erſten Beſiedlung des Landes mit Deutſchen, aber ihre Stellung iſt noch immer ungeklärt, ſie ſind noch immer allen erdenklichen Vergewaltigungen ausgeſetzt und werden wohl noch lange warten müſſen auf ihren deutſchen Grafen, der ſie nach deutſcher Sitte behandelt, pflegt und leitet, ſo wie ihre Väter es Anno 1849 forderten. Aber ſchon die Tatſache, daß dieſe Forderung damals in einer ſo würdigen Form erhoben wurde, darf fortan als ein hiſtoriſcher Beſitz des Schwabentums gelten.

Es erübrigt noch, feſtzuſtellen, was nach der ungariſchen Revolution geſchah und was aus all den Hoffnungen, Wünſchen und ſtaatlichen Plänen geworden iſt. Der ſüdſlaviſche Traum Jellačić' wurde in Wien kühl behandelt. Ihn ſelbſt überhäufte man mit Ehren und Würden, aber ſein illyriſches Reich mußte er aufgeben. Der Kaiſer jedoch nahm, die Südſlaven theoretiſch zu ehren, den Titel eines Großwojwoden von Serbien an. Und der Form halber wurde eine Wojwodina geſchaffen, eine Provinz, zu der das Komitat Bacs-Bodrog und die Bezirke Ilok und Ruma des kroatiſch-ſlavoniſchen Komitats Syrmien gehörten. Dieſe Provinz wurde von Ungarn ausgeſchieden und ſamt dem Banat und der Militärgrenze bis 1860 als „Serbiſche Wojwodſchaft" wie ein eigenes Kronland verwaltet. Die etwas phantaſtiſchen Forderungen der Rumänen hingegen wurden nicht beachtet, die der Deutſchen erfüllten ſich zum Teil von ſelbſt, da das Banat von Wiener Beamten und von der Armee

ganz kaiſerlich, ganz deutſch verwaltet wurde. Erſt nach dem Jahre 1867 ſetzte dort die neue Ordnung mit vollen Segeln ein.

Das ſchöne Deakiſtiſche Nationalitätengeſetz, das die Schöpfer des Ausgleichs mit Öſterreich dem Lande gaben, beruhigte alle Völker für einige Zeit. Daß es niemals würde eingehalten werden, das glaubte man nicht. Namentlich die Schwaben waren voll kindlichen Vertrauens. Ihre Forderung nach einem deutſchen Grafen, die im Jahre 1849 war erhoben worden, hatten ſie längſt vergeſſen.

Es iſt bis zur Stunde vollkommen unbekannt im Banat, wer die treibende Perſönlichkeit war, die hinter jenen dreizehn großen Gemeinden geſtanden haben mochte, die die Träger dieſer Forderung waren; unbekannt auch, wer dieſe bedeutſame Denkſchrift verfaßte. Vielleicht wäre es am Ort der Datierung, in Bogaroſch, noch möglich, etwas davon zu erfahren. Von den einunddreißig unterfertigten Männern dürfte wohl keiner mehr leben. Nur ihre Söhne könnten vielleicht noch etwas wiſſen oder Briefe aus jener Zeit beſitzen, die geeignet wären, mehr Licht in die Entſtehungsgeſchichte der Petition an den Kaiſer zu verbreiten.

Wieder einmal meldet ſich in unſerer Zeit mit aller Kühnheit der ſüdſlaviſche Einheitstraum, wieder einmal ſind die Schwaben in Slavonien, in der Batſchka und im Banat in der theoretiſchen Gefahr, von den ſtaatlichen Projektenmachern als nicht vorhanden angeſehen zu werden. In ſocher Lage kann das heutige, ſeines Wertes unendlich bewußtere Schwabentum von den Vätern vielleicht manches lernen. Was die ſüdungariſchen Deutſchen von 1849 in einem bedingten Fall forderten, das müßten auch die heutigen in Bereitſchaft haben, wenn der illyriſche Traum des Jellačič in dem Schlagwort des Trialismus ihnen entgegentritt.

Budapeſter Brief.

Im Mai 1907.

Auf einer kurzen Reiſe nach meiner deutſch-ungariſchen Heimat, dem Banat, habe ich mich wieder einmal einige Tage in Budapeſt aufgehalten. So oft man auch in die ungariſche Hauptſtadt kommt, es gibt da immer etwas Neues zu ſehen. Die Bauten ſchießen aus der Erde wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen, und die Denkmäler, die von Jahr zu Jahr hinzuwachſen, ſind faſt nicht mehr zu zählen. Dieſe Bauten ſind ja nicht immer geſchmackvoll und die Standbilder haben faſt ſämtlich einen etwas theatraliſchen Zug, aber das Geſamtbild der ungariſchen Hauptſtadt iſt ein recht lebendiges und wirkungsvolles. Nur jung, unglaublich jung iſt dieſe Stadt, das heißt das einſtige Peſt, und es tat darum gut daran, ſich mit Ofen zu vereinigen, dieſem altehrwürdigen Königsſitze. Ohne dieſen Hintergrund wäre Peſt eine Stadt wie Chicago, Milwaukee oder ſonſt ein amerikaniſcher Handelsmittelpunkt. In Europa iſt das Wachstum dieſer Stadt ſo ziemlich ohne Beiſpiel.

Ich ſchlendere durch die Stadt und laſſe die Bilder auf mich wirken. Und ich trage zur Vorſicht ein Reiſebuch in der Hand, Meyers „Öſterreich-Ungarn“, wie ein Fremder, denn etwas fremd iſt mir die Stadt geworden durch die Tünche, die ſie allmählich erhalten hat. Aber es kommt mir ſehr zuſtatten, daß mein Blick durch dieſe Tünche dringt. Ich ſehe durch das, was iſt, auch das, was war. Und eigentlich war ja alles, was da iſt, ſchon längſt, nur hieß es anders. Wie bezeichnend iſt es doch für dieſe junge Stadt, daß ihr Grundſchema, man muß es, da es ſich einem überall aufdrängt, immer wieder ſagen, ein habsburg-dynaſtiſches iſt. Es gibt kaum einen wichtigen Stadtteil, der nicht den Namen eines

Mitgliedes der kaiserlichen Familie tragen würde. Da ist die Theresien-, die Josef-, die Franz-, die Elisabeth- und die Leopoldstadt, dort der Karlsring, der Franz Josephs-Platz, die Leopold-Basilika, der Leopold-, Josefs-, Elisabeth-, Theresien- und Franzensring, in Ofen drüben die Christinenstadt usw. Die Stadt ist eben erst geworden, nachdem Karl von Lothringen im Jahre 1686 die Festung Ofen den Türken wieder abgenommen hatte; sie ist unter habsburgischem Schutz und Schirm entstanden. Und ihre Anpassung an das Wiener Vorbild war bis in die allerletzte Zeit nicht zu verkennen. Das letzte Große, das von Wien übernommen wurde, war wohl der Begriff der Ringstraße. Was aber in Wien aus der Natur der Dinge hervorging, aus den Festungsringen einer tausendjährigen Stadt, das ist hier ein Kunstgebilde. Daß eine ringförmige Straße niemals eine Verkehrsstraße werden kann, sondern immer eine Luxusstraße sein wird für Menschen, die sehr viel Zeit haben, das erfuhr man in Wien zu spät. Aber die Ehrfurcht vor den historischen Gebilden einer so alten Stadt wie Wien ist eine Rechtfertigung der Ringstraße, die der Budapester fehlt. Und hier gibt es gar einen doppelten, einen inneren und äußeren Ring! Nichts stand in Pest der Bildung gerader Straßen im Wege.

Den angenehmsten Eindruck hat mir auch diesmal die Andrassystraße gemacht. In ihrer vornehmen Anlage, dem palaisartigen Charakter ihrer Häuser (keines höher als drei Stockwerke), der anmutigen und abwechslungsreichen Form der Vorgartenbehandlung und der Abwesenheit jeglichen proletarischen Fuhrwerkes oder Massenverkehrsmittels ist diese Straße eine Persönlichkeit. Sie führt vom Mittelpunkte bis hinaus ins Stadtwäldchen, und die Elektrische, die denselben Weg geht, ist in die Unterwelt verbannt. Es ist eine adelige Straße, wie Wien keine besitzt. Das Innere vieler

dieſer dekorativ wirkenden Häuſer, Paläſte und Villen entſpricht aber ſchon nicht mehr unſeren Vorſtellungen von einem modernen, komfortablen Wohn- oder Familienhauſe. Ich habe natürlich nicht alle beſichtigt. Doch Stichproben machte ich da und dort. Und ich fand auch in den eleganteſten Vierteln von Budapeſt Häuſer mit offenen, freiſchwebenden Gängen, wie man ſie in Wien in der joſefiniſchen Zeit und auch noch unter Kaiſer Franz gebaut hat. Sie zählen heute zu den alten Sehenswürdigkeiten in Wien. Hier aber ſind ſie das Neueſte von geſtern. Einer geht an den Fenſtern und der Wohnungstür des andern vorüber und die Anſtandsorte ſind ein gemeinſamer Beſitz. Den Begriff der abſoluten Iſolierung der einzelnen Familie kennt man, wie es ſcheint, nur in einer ſehr geringen Anzahl von vornehmeren Wohnhäuſern. Ich möchte das beinahe als Temperamentsſache bezeichnen. Man lebt hier eben mehr nach außen als anderswo.

Der amerikaniſche Charakter dieſer immer ſchöner werdenden Stadt iſt mir nirgends ſo ſehr aufgefallen als beim Parlamentsbau, der an ſich eine europäiſche Sehenswürdigkeit iſt. Hart neben dieſem architektoniſchen Prunkſtück des Meiſters Steindl, des Schmidtſchülers, ſtehen aber noch ebenerdige Hütten, erheben ſich noch die Schlote primitiver Fabriksbetriebe. Das Neue der Kultur auf dieſem Boden iſt zum greifen. Und geht man neben all dieſen klobigen Neubauten (dem Ackerbauminiſterium, der königlichen Tafel, der Börſe und den Banken) ſeines Weges, ſo erblickt man auf einmal einen Mann, der hinter einem rieſigen, breiten Sack ſteht und jeden anlächelt. Er iſt umringt von Käufern und wünſcht auch mit uns ein Geſchäft zu machen. Was verkauft er? „Geplatzten Kukuruz.“ So wie man in Wien Kaſtanien feilbietet in den Straßen, ſo hier Kukuruz. Ich

war höchlich überraſcht beim Anblicke des Mannes. Aus fernen Kindertagen erinnerte ich mich dieſer allen Nationalitäten in Ungarn gemeinſamen Speiſe. Die Kukuruzkörner werden in ein Drahtſieb getan und über der Herdflamme ſo lange hin und hergerüttelt, bis ſie röſten und platzen. Die aus dem Sieb herausſpringen, das ſind die allerbeſten Kerne, und die Kinder, die nie als Zuſeher fehlen, leſen ſie mit Wonne auf. Und einen breiten, mannshohen Sack ſolch ſchlohweißer Ware hatte da der halbländlich gekleidete Mann vor ſich ſtehen und die Leute liefen ihm zu und kauften ſich um zwei Kreuzer Kukuruz.

Als ich meinen Rundgang durch Peſt beendet hatte und auch in Ofen drüben geweſen war, um das Bild von der Höhe zu genießen, traf ich mit einigen Freunden im „Café Petöfi“ zuſammen. Ich gedachte mit ihnen über hundert ungariſche Dinge zu reden und mir bei ihnen Auskunft über dieſes und jenes Ereignis der letzten Zeit zu holen. Es geht ja ſo vieles vor in dieſem Lande, das man nur verſteht, wenn man in der Atmoſphäre lebt, die hier herrſcht. Aber ich kam nicht zu den Fragen, die mir auf der Zunge lagen, denn meine deutſchen Freunde waren geladen mit Entrüſtung und ſie überboten ſich in lauten Anklagen gegen — das Gaſtſpiel des Deutſchen Theaters aus Berlin, das gerade im Budapeſter Luſtſpieltheater vor ſich ging. „Dieſes ſchändliche Gaſtſpiel!“ rief einer aus, ſeines Zeichens Advokat und Abgeordneter. „Das hat uns noch gefehlt! Es kompromittiert uns vor dem Ungartum bis auf die Knochen.“

Ich war nicht wenig erſtaunt über dieſen Ausbruch des Unwillens und bat um nähere Aufklärung. „Du weißt,“ ſagte er mir, „wir ſind ja noch immer beiläufig hunderttauſend Deutſche in Budapeſt. Und ſo ſehr wir uns auch an die Verhältniſſe, die wir nicht ändern können, gewöhnt

haben und so lieb uns einzelne ungarische Theater geworden sind, wir haben es doch recht sehr vermißt seit Jahren, kein deutsches Bühnenwerk mehr deutsch hören zu können. Der Bann, der hier auf der deutschen Kunst lag, wurde aber vor einiger Zeit gebrochen. Es ist gelungen, alljährlich im Mai ein oder zwei deutsche Gastspiele aus Berlin hier einzubürgern. Weißt du, seitdem unsere eigenen Boulevarddichter in Wien und Berlin Geld verdienen, will man sich hier revanchieren, denn eine Hand wäscht die andere. Wir fragten nicht nach den Gründen und waren glücklich, als das erreicht wurde. Aber was bringen uns diese Berliner Herrschaften? Man bringt uns „Frühlings Erwachen" und den „Totentanz" von Wedekind, den „Gott der Rache" von Schalom Asch und dergleichen Stücke. Und dieser Herr Wedekind singt unseren Frauen und Töchtern zur Guitarre Dirnenlieder vor aus der gewissen Hamburgergasse. Wir sind einfach empört. Ist das die deutsche Kunst? Geschämt haben wir uns vor unseren Kindern!"

Ich wußte gegen solche Entrüstung nicht aufzukommen. Die Freunde waren für jeden Versuch, ihnen diese Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur zu erklären und sie ästhetisch zu werten, unzugänglich. Und ich begriff zuletzt, welch grober Taktfehler mit der Aufstellung eines solchen Spielplanes für ein deutsches Gastspiel in Budapest begangen worden war. Solch äußerste literarische Erscheinungen einer gärenden Epoche ertragen wir im Gesamtbild des deutschen Kunstlebens zur Not, aber dort, wo jede Möglichkeit fehlt, mit dem Hohen und Großen der deutschen Poesie, mit dem Gesunden und Echten in Berührung zu kommen, dort können diese Produkte der Moderne nur Abscheu oder im besten Falle Befremden und Hohn erwecken. Wo sie repräsentativ auftreten und sagen wollen: Seht, so ist

jetzt die deutſche Kunſt — dort ſind ſie eben unwahr und verlogen, dort ſind ſie der Schatten, dem das Licht fehlt, und ſie können nur Ingrimm wecken und Verachtung. Was einem in der Umwelt des Wiener oder Berliner Kunſtlebens nicht klar wird, das wird einem klar in der „Fremde". Dieſe Deutſchen in Budapeſt wollen etwas für ihr Gemüt haben von einem Gaſtſpiel deutſcher Künſtler, ſie wollen Werke ſehen, in denen ſie den Vollklang ihrer Mutterſprache vernehmen. Und ſie wollen ihren Kindern ſagen können: Seht, das iſt deutſche Kunſt!

Und während wir, über dieſes Thema debattierend, hinter den Oleanderbäumen des „Café Petöfi" beieinander ſaßen, lief ein Zeitungsjunge vorüber und rief ſein Blatt aus: „Magyar Estilap!" „Magyar Estilap!" Und er fügte hinzu: „Német inváziо!" Immer lauter ſchrie er: „Német inváziо!" („Deutſche Invaſion!") „Német inváziо!" Da ſtand einer aus unſerer Runde auf und holte ſich ein ſolches Blatt. Und richtig handelte der Leitartikel von dem deutſchen Gaſtſpiele im Luſtſpieltheater. Aber wir erſtaunten alle über den Inhalt dieſes Artikels. Er war nicht vom unduldſamen nationalen Standpunkte geſchrieben, er richtete ſich nicht gegen das Deutſche, weil es das Fremde war, ſondern weil es das Schlechte, das Gemeine ſei. „Eine Hochſchule der Perverſität" nannte der Artikelſchreiber das Gaſtſpiel des Berliner Deutſchen Theaters. Und in ein paar überkräftigen Schlußſätzen kam er zu folgendem Vorſchlag: „Wenn das, was wir hier von den Berlinern zu ſehen bekamen und wofür ſie ſchweres Geld mit nach Hauſe nehmen, die berühmte deutſche Kultur iſt, jene Kultur, die unſere andersſprachigen Mitbürger ſo ſchwer entbehren, dann laßt die Gäſte nicht mehr fort, denn ihre Kunſt iſt Gift, uns aber wird ſie nicht ſchaden. Ändert immerhin ein ungariſches

Theater in ein deutſches um und ſchreibt darüber: „Deutſcher Schweineſtall“. Vielleicht macht das die Deutſchen hier glücklich und das Geld bleibt im Lande“.

So wurde mir der Artikel des Kreuzerblattes in groben Zügen überſetzt. Dann trat eine große Pauſe ein. „Der Mann hat recht,“ ſagte endlich der allererſte Sprecher, „tauſendmal recht!“

Und verſtimmt gingen wir auseinander.

Die Einheit des Deutschtums in Ungarn.

Eine Vaterlandsrede.

(Gesprochen auf dem zehnjährigen Stiftungsfeste der Vereinigung deutscher Hochschüler aus Ungarn, das 1910 in Wien stattfand.)

Werte Freunde und Kommilitonen!

Politik zu treiben, sind wir hier nicht zusammengekommen, aber ohne Kulturpolitik wird es wohl heute nicht abgehen können. Man bringt nicht leicht wieder so viele Schwaben unter einen Hut, und hat man sie beisammen, muß man deutsch mit ihnen reden.

Der heutige Freudentag dieser studentischen Vereinigung hat für uns ältere Schwaben aus Ungarn etwas Erhebendes und Beglückendes. Er sagt uns, daß die Ideale unserer jungen Tage nicht so töricht waren und nicht so unerreichbar, wie man sie uns meist dargestellt hat.

Und dieser schöne Tag beschämt auch manche. Ich gestehe freimütig, daß es für mich eine mittlere Epoche gab, in der ich die deutsche Sache in Ungarn für verloren hielt. Der übermächtige ungarische Staat, der die ganze Verwaltung des Landes in den Dienst seiner chauvinistischen Politik gestellt hat, machte auch mich verzagt. Ich unterschätzte die Widerstandskraft und das Beharrungsvermögen unseres Volkes. Ein einziger Ausflug in die alte Heimat aber, die ich viele Jahre nicht gesehen hatte, genügte, um mich von meinem schweren Irrtum zu heilen. Ich fand das Deutschtum in Gefahr, in großer Gefahr, aber verloren fand ich es nicht. Im Gegenteil, ich witterte Morgenluft. Und die Erkenntnis dieses Zustandes hat mich wieder zurückgeführt zu den alten Idealen, zurück in das Lager des stillkämpfenden, auf seiner Scholle beharrenden Deutschtums meiner Heimat.

Sein Grundelement und sein stärkster Hort ist der deutsche Bauer, er wankt nicht und weicht nicht, läßt ungünstige politische Zeiten über sich ergehen wie schlechtes Wetter und Mißwachs; er duckt sich, wenn der Wind zu arg bläst, bestellt sein Feld und sein Haus und denkt sich: wird schon besser werden.

Aber auch der gesundesten Volkskraft darf nicht zu viel zugemutet werden; bis an die Wurzeln ihrer Existenz darf der Feind nicht dringen. Und dahin will er, dahin zielen alle Maßnahmen neuerer Zeit. Wäre es nicht so, wir säßen heute nicht hier.

Man läßt den deutschen Bauer in Ruhe sein Feld pflügen, damit er steuerkräftig bleibt, aber man nimmt ihm seit Jahrzehnten allerorten jene seiner Söhne, die über den Bauernstand hinausstreben. Alles, was auf dem vom ungarischen Staat vorgezeichneten Wege in die sogenannte Intelligenz emporwächst, wird entnationalisiert. Wie eine Seuche frißt dieser Zustand an allen Völkern Ungarns, besonders aber am Deutschtum.

Oft und oft habe ich mich gefragt, wo der tiefste Sitz dieser Volkskrankheit sein mag, und ich glaube ihm auch auf der Spur zu sein.

Zwei Wurzeln des Übels habe ich gefunden: Das fehlende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einheit des ungarischen Deutschtums ist die eine; der völlige Mangel an einem Ideal für die deutsche Jugend Ungarns ist die andere.

Welches ist der heutige Stand des Deutschtums in Ungarn? Laut amtlicher Statistik betrug es nach der Volkszählung von 1900 2135181 Seelen. Wie die Zählbogen in Ungarn beschaffen sind, wissen wir; unter welchem moralischen Druck sie ausgefüllt werden, ist bekannt. Zehntausende,

hunderttauſende werden bei jeder Volkszählung wenigſtens zum Schein eingefangen für das Madjarentum.

Aber laſſen wir dieſe Ziffern gelten.

Dieſe 2135181 Deutſchen Ungarns leben in 1325 Städten und Gemeinden zerſtreut und ſie bilden laut amtlicher Feſtſtellung noch heute in 1057 Gemeinden die Mehrheit. Von dieſen Gemeinden ſind 762 katholiſch, 295 proteſtantiſch.

Dieſes Geſamtbild des ungariſchen Deutſchtums iſt aber leblos. Man könnte meinen, der liebe Gott habe die Deutſchen wie aus einer großen Streuſandbüchſe über das ganze Land ausgeſtäubt und ſie lebten da in völliger Zerſtreuung. Dem iſt nicht ſo.

In Siebenbürgen, jenſeits des großen Waldes, ſitzen die Sachſen ſeit ſiebeneinhalb Jahrhunderten als feſter nationaler Körper zwiſchen den Rumänen und Szeklern. In der Zips ſitzt ein anderer Block Sachſen zwiſchen Slowaken und Madjaren ſeit undenklichen Zeiten. In den Komitaten Weſtungarns hat ſchon Karl der Große die deutſchen Siedlungen angelegt, ſeine Oſtmark reichte bis an die Raab.

Zu dieſen drei älteſten Gruppen geſellten ſich viel ſpäter die eingewanderten Schwaben des Banats und der Batſchka, des Peſter, Veſzprimer und Tolnauer Komitates ſowie der Baranya. Und aus ihrem Volksreichtum wurden hunderttauſende hinübergeſchoben nach Slawonien, in die „Schwäbiſche Türkei“ und zuletzt nach Bosnien.

All dieſe Gruppen ſind räumlich weit von einander getrennt, ſo weit, daß ſie jahrhundertelang nichts von einander gewußt haben; und ſo vereinſamt waren einzelne Sprachinſeln, daß man ſie völlig vergeſſen konnte. Noch heute würde ſich eine Entdeckungsreiſe durch Ungarn lohnen zur

Feststellung deutschen Lebens. Heute erst recht, da die Landkarte Ungarns die Deutschen verheimlicht.

Jede dieser Gruppen mußte ihren Daseinskampf einzeln führen; jede mußte in sich selbst die Widerstandskraft aufbringen, deren sie bedurfte, um sich zu behaupten. Kein Bruderstamm stützte und ermunterte den andern, keiner hatte das aneifernde Beispiel des andern vor Augen, es fehlte jede Aussprache, jeglicher Zusammenhang von Deutschen mit Deutschen. Und so muß man es denn beinahe wie ein Wunder ansehen, daß dieses zersplitterte und führerlose Deutschtum sich allerorten erhalten hat, daß es nur in der Zips, doch mehr gegenüber dem Slowakentum als gegenüber dem Madjarentum, an Boden verlor.

Das bodenständige, festwurzelnde, aber räumlich voneinander geschiedene und auch geistig nicht geeinte ungarische Deutschtum ist mehr als zwei Millionen stark. Wir haben 230000 Sachsen in Siebenbürgen, und noch immer 30000 bis 40000 Sachsen in der Zips. In West- und Oberungarn leben mehr als 100000 bajuvarische Deutsche. Im Komitate Tolnau und Baranya 100000 Schwaben; im Pester und Veszprimer Komitat und rings um Ofen 100000 Schwaben; in Slawonien und dem angrenzenden Gebiete 200000 Schwaben; im Banat und der Batschka an 600000 Schwaben! Die anderen leben zerstreut im ganzen Lande. Die bäuerlichen ungarischen Schwaben allein sind weit über eine Million stark, sie zählen um nicht vieles weniger als die schwäbische Bevölkerung des ganzen Königreiches Württemberg.

Die aus dieser Volkskraft hervorgegangene Intelligenz lebt in den ungarischen Städten. Und der ungarische Staat hat das Meisterstück zustande gebracht, sie zum weitaus größten Teil, wenigstens der Gesinnung nach, dem Deutsch-

tum zu entfremden. Dieſe deutſche Intelligenz iſt zuerſt durch ihren Bildungsgang, dann durch das öffentliche Leben und den ſtaatlichen Verwaltungsapparat ſtändig dem größten Druck, den meiſten Verſuchungen ausgeſetzt. Das hochgehende politiſche Leben reißt ſie mit und im Kampf ums Daſein wird ſie eben — wie ſie iſt.

Ich habe dieſe deutſche Intelligenz in Ungarn, die nur wenige rühmliche Ausnahmen zählt, in jüngeren Jahren verachtet. Ich tue dies heute nicht mehr, ſie erſcheint mir wie ein ungariſches Bodenprodukt.

Aber ich frage mich, wie kann man die künftigen Generationen dieſer Intelligenz vor dem gleichen Schickſal bewahren? Nur dadurch, daß wir ihren Mutterboden ſtärken, nur dadurch, daß wir Kulturpolitiker mit allen Mitteln dahin ſtreben, das ſeßhafte, bodenſtändige Deutſchtum in Ungarn zu einer Einheit zuſammenzufaſſen, indem wir den Gedanken der deutſchen Gemeinbürgſchaft über die Grenze hinübertragen, jener Gemeinbürgſchaft, die doch wenigſtens in nationalen Fragen ihre Schuldigkeit tut. Die mangelnde örtliche Einheit muß allmählich durch eine geiſtige erſetzt werden. Durch die Schaffung von Volksbildungsvereinen, durch Vorträge und Theatervorſtellungen, Bücher, Zeitungen und Druckſchriften jeder Art, namentlich durch eine gediegene Kalenderliteratur ſollte dort eine Volksaufklärungsarbeit großen Stils eingeleitet werden. Der deutſche Bauer, der nur wirtſchaftliche Ziele hat, nur Geld und Feld erraffen will, muß allmählich zur Erkenntnis ſeiner unwürdigen Lage gebracht werden. Er muß darüber belehrt werden, was er dem deutſchen Volke ſchuldig iſt. Schuldig aber iſt er ihm ſeine Söhne. Die muß er ihm erhalten.

Das wäre der erste Schritt zur Schaffung einer neuen, einer nationalen Intelligenz. Fünfzig Jahre fast sind versäumt worden; tausend deutsche Volksschulen sind verloren gegangen in Ungarn, mit Ausnahme von Siebenbürgen besteht nicht eine einzige deutsche Mittelschule mehr. Aber es ist noch nicht zu spät, diese Schande zu tilgen. Wecken wir den Gedanken der Zusammengehörigkeit, machen wir aus der Vielheit eine Einheit, versuchen wir es mit persönlicher Aussprache, mit Volkstagen, erzählen wir einer Sprachinsel von der anderen mehr als bisher, überlassen wir keine mehr sich selbst.

Allen Gendarmen zum Trotz wird manche gute Aussaat gelingen. Die ersten Ansätze zu diesen Einheitsbestrebungen sind schon da. Ich erblicke sie in der „Ungarländischen deutschen Volkspartei" und in dieser studentischen Vereinigung. Sobald die Ungarländische deutsche Volkspartei einmal positive, politische Erfolge aufzuweisen haben wird, sobald einmal aus jeder deutschen Sprachinsel ein deutschgesinnter Abgeordneter im ungarischen Reichstag sitzt, kann diese geistige Arbeit sich in legalen Formen bewegen, kann die deutsche Gemeinbürgschaft dort aufleben und ein Schutzdamm werden.

Wie aber können wir die ganze studierende deutsche Jugend Ungarns für unsere Bestrebungen gewinnen? Sie wächst heran im Zauber des ungarischen Staatsideals, ist umrauscht von der Begeisterung, die dieses Staatsideal in der gesamten ungarisch sprechenden Jugend des Landes entfesselt, sie wird gesättigt mit der nationalen Geschichte des Madjarentums und erfährt so gut wie nichts vom eigenen Volkstum. Es gibt für die deutsche Jugend in Ungarn kein Ideal. Niemand weist ihr ein solches; kein Lehrer und kein Pfarrer, kein Politiker des Landes hat ein erhebendes Wort übrig für diese Jugend. Keine Zukunft tut

ſich vor ihr auf, wenn ſie nicht madjariſch wird. Im anderen Lager winken nicht nur alle materiellen Vorteile, dort iſt auch Schwung und Begeiſterung, dort zieht es die Herzen hin. Alles Schöne, alles Hohe, was die deutſche Dichtung, die deutſche Kunſt zu bieten hat, wird im ganzen Lande unterdrückt, jeder höhere geiſtige Genuß iſt nur durch das Mittel der madjariſchen Sprache erreichbar. Und ſo erſcheint ſie auch dem Deutſchen als die überlegene, als die edlere, die allein den Weg zu höheren Lebensformen weiſt.

Man muß gerecht ſein. Weil die deutſche Jugend ohne Ideale nicht leben, ohne Ausblick in die Zukunft nicht beſtehen kann, darum iſt ihre Widerſtandskraft ſo gering gegenüber dem Madjarentum.

Die deutſche Jugend in Ungarn braucht deutſche Ideale; ſie muß wiſſen, wofür ſie lebt und was ſie von der Zukunft zu erwarten hat.

Worin können dieſe Ideale beſtehen?

Sie müſſen beſtehen in der Liebe zu Volkstum und Mutterſprache und in dem Bewußtſein der Volkseinheit von mehr als zwei Millionen Deutſchungarn. Sie müſſen beſtehen in dem Stolz, daß das Deutſchtum dem ganzen ungariſchen Staat ſeine Kultur gegeben und daß jedes große Werk in dieſem Lande auf deutſche Arbeit und deutſchen Fleiß zurückzuführen iſt. Und als höchſtes Ideal muß das Gefühl in jedem lebendig bleiben, daß er zu dem Hundertmillionenvolk der Deutſchen gehört und einen unſchätzbaren Beſitz verteidigt, wenn er nicht zu einem kleinen Volke und zu einer kleineren Sprachgemeinſchaft hinabſteigt. Er wird ſeinem Vaterland beſſer dienen können, wenn er ſich den ideellen Reichtum als Deutſcher, in dem er geboren iſt, bewahrt, als wenn er ihn preisgibt durch Entnationaliſierung.

Dazu kommen auch poſitive Ideale.

Jeder Deutsche in Ungarn muß wissen, daß es zu seinem Schutze ein deakistisches Gesetz in Ungarn gibt, das ihm die völlige Gleichberechtigung im Lande sichert; dieses Gesetz gewährt ihm den Gebrauch seiner Muttersprache gegenüber allen Behörden des Landes, in der Gemeinde und im Komitat; es gewährt ihm seine Volks- und Mittelschulen und schließt selbst die Errichtung einer deutschen Hochschule nicht aus. Auf der Erfüllung dieses Gesetzes hat der Deutsche lässigerweise nie bestanden. Aber es lebt noch und seine Durchführung muß angestrebt werden.

Warum hat das ungarische Deutschtum seine Intelligenz in so rapider Weise verloren? Weil das Nationalitätengesetz ein toter Buchstabe blieb! Wer den Deutschen die strikte Erfüllung dieses Gesetzes erringt, der wird ihr Abgott werden, denn er bereitet die Volkseinheit aller Deutschen Ungarns vor und eine neue Zukunft.

Das alles, programmatisch zusammengefaßt und vertieft, ergibt ein positives deutsches Ideal für die deutsche Jugend in Ungarn. Und es gibt auch noch einen Weg, diese Jugend der schrankenlosen Einwirkung anderer Ideale zu entziehen. Das ist der Weg über Siebenbürgen.

Unter den Deutschen Ungarns bilden allein die Sachsen einen festen Körper seit Jahrhunderten und sie haben ihr gesamtes deutsches Volks- und Mittelschulwesen gerettet. Mit großen Opfern erhalten sie es. Hätten ihre Ahnen ihnen nicht einen reichen Bodenbesitz hinterlassen, hätten ihre Volksführer nicht wirtschaftliche Organisationen geschaffen, deren Reinertrag heute ihren Schulen zufließt, das stolze Werk wäre längst zusammengebrochen.

Heute ist dieses sächsische Schulwesen vorbildlich für das ganze Deutschtum in Ungarn; heute kann dieses sächsische Besitztum zum Hort werden für alle. Aus ihm heraus

kann jene nationale Intelligenz erstehen, die wir nicht entbehren können, jene neue Intelligenz, die künftighin die Erfüllung des Nationalitätengesetzes fordern und uns wieder deutsche Mittelschulen bauen wird. Denn die heutige Intelligenz baut keine und der Bauer erst recht nicht. Ihm obläge es, sein deutsches Volksschulwesen zu erhalten, das er in naivem Vertrauen an den Staat hingab, da man ihm sagte, es würde alles bleiben wie es war . . .

Schon ist dieser Weg über Siebenbürgen in aller Stille betreten worden. Seitdem in der Million Schwaben das nationale Bewußtsein aufdämmert, schickt mancher Vater seinen Sohn auf sächsische Mittelschulen. Dort pflegt man neben der selbstverständlichen Treue zum ungarischen Staat noch jene völkischen Ideale, die jeder Deutsche in Ungarn in sich tragen muß, wenn er nicht untergehen soll. Aber aus diesen spärlichen Anfängen muß eine ganze Volksbewegung entstehen; nicht zehn oder zwanzig, es müssen hundert, es müssen tausend deutsche Studenten aus Ungarn nach Siebenbürgen wandern. Freiplätze und Stipendien müssen geschaffen werden für diesen Zweck. Niemand darf uns das wehren, denn Rumänen und Zigeuner selbst nützen diese letzten deutschen Schulen für sich. Und der Schwabe sollte davon ausgeschlossen sein? Wenn er will, weiß er, was er zu tun hat.

Leider sind die seßhaften Deutschen in Ungarn nicht nur räumlich getrennt, sondern auch kirchlich. Aber das sind — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen — Scheidewände von Papier, die muß man zerreißen, durch sie hindurch muß man sich die Hände reichen zu einer deutschen Gemeinbürgschaft von Protestanten und Katholiken. Volkstum und Muttersprache sind die obersten Leitsterne. An die Geistlichen, seien sie römisch-katholisch oder evangelisch, die

mein Kind glauben machen wollen, daß der liebe Gott in Ungarn nicht deutsch kann, an die glaube ich nicht mehr. Und für meine Seele werde ich schon selber sorgen.

Auch die katholischen Bischöfe, die uns einen undeutschgesinnten Klerus, den sie aus unserem eigenen Volke erziehen, in die deutschen Sprachmittelpunkte schicken, müssen wachgerüttelt werden. Sie haben an die Seelen zu denken und nicht an die madjarische Staatsidee.

Wenden wir uns ab von Seelsorgern, die nationale Politik gegen uns treiben. Ob ein Kind in eine evangelische oder katholische Schule geht, ist nicht so wichtig wie die Frage, ob es in eine deutsche Schule geht.

Und deutsch sind heute in Ungarn nur die Mittelschulen der Sachsen. Nützen wir diese Schulen und stützen wir sie. Machen wir sie zu einem nationalen Besitz aller Deutschen in Ungarn. Geben Sie uns aus dem Volk heraus eine Roseggerstiftung von zwei Millionen, wie sie der Deutsche Schulverein erhalten hat, für das Deutschtum in Ungarn, und das Problem, wie man dort eine nationalgesinnte Intelligenz schafft, ist mit Hilfe der sächsischen Mittelschulen in zwanzig Jahren gelöst."

Nach dieser Rede wurde von einem Chor des Wiener Akademischen Gesangvereines zum erstenmal das von Adolf Kirchl vertonte (und bei Adolf Robitschek, Wien, Graben 14, verlegte) „Banater Schwabenlied" aus den „Glocken der Heimat" gesungen und mit Jubel aufgenommen.

Banater Schwabenlied.

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind!

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unsrer Väter treu und schlicht,
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!"

Aus einer Wüste ward ein blühend' Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der's nicht in Ehren hält.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Temeſchwar.

(Ein ſtilles Jubiläum von Anno 1916.)

So wie Hermannſtadt und Kronſtadt, iſt auch der Mittelpunkt des Banats durch den Krieg Rumäniens gegen uns dem Intereſſe der Außenwelt näher gerückt worden. Denn nicht bloß Siebenbürgen, auch das Banat wird von dem übermütigen walachiſchen Königreich beanſprucht.

Wer heute nach Temeſchwar kommt, wird ſogleich die Umbildung dieſer einſtigen kaiſerlichen Feſtung in eine moderne Handels- und Induſtrieſtadt wahrnehmen. Die innere Stadt, die durch einen mehrfachen Gürtel von Wällen und Gräben, Zugbrücken und Paliſadenbauten abgeſchloſſen war, hat Luft bekommen, ſie atmet heute frei und ſteht mitten in einer großen Entwicklung. Zwiſchen den Feſtungswällen und den Vorſtädten lag einſt eine Luftzone von fünfhundert Meter im Umkreiſe, die mit dem Bauverbot belegt war. Sie wurde ſchon im Jahre 1868 auf dreihundert Meter herabgeſetzt und die Vorſtädte begannen ihren Anmarſch gegen die Feſtung. Öffentliche und private Bauten, Handelsunternehmungen und Parkanlagen teilten ſich in den gewonnenen Boden und es begann eine lebhafte Tätigkeit.

Die Grenze der ſtatthaften Annäherung blieb aber bis 1890 aufrecht. Erſt in dieſem Jahre wurde vom Kriegsminiſterium die Bewilligung zur Abtragung der drei alten Feſtungstore erteilt und zwei Jahre ſpäter erfloß auch die kaiſerliche Entſchließung, nach der Temeſchwar aufgehört hat, als befeſtigter Ort zu gelten; es ſei fortan als offene Stadt zu behandeln. Ein wahrhaft amerikaniſcher Pulsſchlag machte ſich von da ab in der Umbildung fühlbar, und es wird in wenigen Jahren nichts mehr zu ſehen ſein von

dem früheren äußeren Bilde dieser Stadt, die man noch in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Klein-Wien nannte, denn auch Wien war damals eine geschlossene Festung und die Garnison von Temeschwar hatte hundertfältige Beziehungen zur Kaiserstadt. Das innere Bild der Stadt Temeschwar freilich, das wird noch lange fortbestehen.

Wer mit Jugenderinnerungen beschwert durch die alten Gassen mit den neuen Namen wandert, wird finden, daß sich da eigentlich gar nichts geändert habe. Das Wiener Tor, das Peterwardeiner und Siebenbürger Tor freilich, die sind nicht mehr. Der Kranz von Alleen auf den Wällen ist gefallen, die einstigen Rodelbahnen in der inneren Stadt, auf denen wir Schuljungen uns ergötzten, sind dahin. Aber sonst? Da sind die zwei Hauptplätze der Stadt, der Dom- und der Paradeplatz, in ihrer alten Ausdehnung und ihrem alten baulichen Charakter, da ist der Palast des Militärkommandanten, dort das Generalkommando, dahinter das schloßartige Artilleriezeughaus, das Stadthaus, die Sparkasse, das Komitatshaus, die Domkirche, die serbische Basilika, der bischöfliche Palast, das Seminar, die große Siebenbürger Kaserne, das Dikasterialgebäude, das Komitatsgefängnis, das Piaristengymnasium, der Palast des serbischen Religionsfonds. Zwischen diesen Stützpunkten des öffentlichen Lebens aus alter Zeit laufen die Miethäuser dahin wie einst. Nur da und dort ist ein stattlicher Neubau eingeschaltet worden, so das Stadttheater, die Synagoge und ein sehr bezeichnendes serbisches Kultusgebäude im byzantinisch-morgenländischen Stil. Sogar der „Stock im Eisen“ ist noch am Eckhaus der Griselinigasse zu sehen. Die alte deutsche Handwerkersitte, die sich an dem Wiener „Stock im Eisen“ seit den Zeiten des Mittelalters betätigte, sie war

ſchwierigen und verantwortungsvollen Amte, und er begann eine ſegensreiche, unvergeßliche und unvergängliche Kulturarbeit, die ihn beinahe ein Menſchenalter in Anſpruch nahm. Gleichzeitig wurde die Errrichtung der Militärgrenze in Angriff genommen, der die Aufgabe zufiel, das wiedereroberte Ungarn gegenüber der Türkei für alle Zeiten zu ſchützen. Sie war der Wall, hinter dem Graf Mercy ſeine Banater Kulturarbeit beginnen konnte, ein Werk, das unter Maria Thereſia und Joſef II. ſeinen Höhepunkt erreichte und bis in die Tage des Kaiſers Franz fortgeſetzt wurde. Ungefähr 80000 deutſche Koloniſten wurden in dieſem Zeitraum im Banat angeſiedelt, und wenn auch die Peſt und andere Seuchen wiederholt ihre Reihen lichteten, ſie ſchufen eine der größten deutſchen Sprachinſeln. Über 600000 Köpfe zählen die ſüdungariſchen Schwaben im Banat und in der dazugehörigen Batſchka.

Gewaltige Arbeiten wurden hier vollführt zur Entſumpfung des Landes, Urwälder wurden ausgerodet, Städte gebaut, große Sümpfe entwäſſert, Flüſſe ſchiffbar gemacht. Und der Ackerbau blühte auf und machte aus dem Banat die Kornkammer des Reiches. Eine Wüſte war dieſes Land, als es von den kaiſerlichen Heeren den Türken abgenommen, ein Paradies, als es nach manchen Wandlungen im Jahre 1861 endgültig an Ungarn zurückgegeben wurde.

Das Andenken des Prinzen Eugen und des Grafen Mercy iſt in Temesvar unvergeſſen, wenn auch keiner von ihnen ein Denkmal hat. Auf dem Giebel des Stadthauſes, den bis vor einigen Jahren ein Wandbild ſchmückte, in dem das alte Stadtſiegel (ein paliſadierter Türkenwall) abgebildet erſchien, ſtand eine gar ſtolze lateiniſche Inſchrift, die zu deutſch etwa lautete:

Was gewesen ich einst, das soll dies Zeichen Dich lehren.
Rings auf türkische Art siehst du die Wälle erbaut,
Die mit des Kaisers Heeren Prinz Eugen überstiegen.
Stolz prangt heute der Wall, Mercys vollendeter Bau.
Mögen die Himmlischen mir bis ans Ende der Zeiten bescheeren
Dies mein heutiges Glück, das ich so lange ersehnt,
Daß ich mich freue, so lang' der erhabene Adler mich schirmt, Du
Herrliches Österreich, unsere Fluren beherrschst.

Wie zur Erläuterung dieser Worte findet der aufmerksame Wanderer am rechten Torpfeiler des Stadthauses auch noch eine alte arabische Inschrift. Sie erzählt uns, daß sich an dieser Stelle noch im Jahre 1715 ein türkisches Bad befand. Und schon drei Jahre später ein deutsches Magistratsgebäude! Das Haus steht noch, die historische Inschrift aber, die Mercys einziges Denkzeichen in dieser Stadt war, ist kürzlich gefallen, da sie den heutigen Machthabern in Ungarn zu „österreichisch" war.

In der Mitte des Paradeplatzes, der jetzt Jenno Herczeg-Ter (Prinz Eugen-Platz) heißt, erhebt sich ein schlankes, zwanzig Meter hohes gotisches Denkmal zur Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung der Festung im Jahre 1848. Kaiser Franz Joseph legte am 15. Juni 1852 persönlich den Grundstein dazu, und am 17. Jänner 1853 wurde es feierlich enthüllt. (Die silberne Kelle, die der Kaiser benützte, wird im Armeemuseum des Wiener Arsenals aufbewahrt.) Die Offiziere der Stadt, die sich um das Denkmal verdient gemacht hatten, wurden an jenem Tage zu Ehrenbürgern ernannt und es herrschte das denkbar einträchtigste Verhältnis zwischen der kaiserlichen Garnison und den Bürgern von „Klein-Wien". Aber auch dieses Denkmal ist schon vor Jahren verstümmelt worden. In meiner Knabenzeit lagen ringsherum wilde tierische Bestien aus Stein, die man heute vergeblich sucht, denn sie sind

weggemeißelt worden. Das waren die Sinnbilder, die Dämonen der Revolution. Oben stehen all die Tugenden verkörpert, die über diese Bestien gesiegt haben. So hatte das Denkmal einen Sinn. Sie fielen dem Wahn zum Opfer, daß diese Symbole die „Nation" beleidigen. Und eine Anlage von Akazienbäumen entzieht das Denkmal allmählich den Blicken.

Die Stadt ist seit damals gar mächtig gewachsen und ihre Bevölkerung hat sich wohl verdoppelt. Sie zählte im Jahre 1900 bereits über 35000 Einwohner, darunter 27051, die sich trotz aller amtlichen und von der Schule ausgehenden Beeinflussung noch immer zur deutschen Muttersprache bekennen. (Die Sprache des Verwaltungskörpers ist Madjarisch, die des Verkehrs Deutsch.) Die übrigen Bewohner verteilen sich auf Madjaren, Rumänen, Serben, Slowaken, Kroaten, Ruthenen und andere Nationen, und sie zerfallen auch in ein Dutzend verschiedener Religionsbekenntnisse und Sekten, an denen das Banat nie arm war. Kaiser Joseph schickte sogar die mährischen „Deisten" ins Banat.

So bunt wie die sprachlichen Verhältnisse ist auch das Trachtenbild, das sich besonders an Markttagen in der Stadt entwickelt. Wenn da die Schwäbinnen aus der Umgebung mit den Walachinnen und Serbinnen sich mischen, die alle in Nationaltracht kommen, wenn die ganze Garnison auf den Beinen ist und die geputzten „herrischen" Stadtfrauen sich mit ihren aus allen Nationen stammenden Dienstmädchen in das Marktgewühl drängen, und vielleicht da und dort zufällig ein paar madjarische Nationaltrachten oder einige Zigeuner auftauchen, ist das ein so farbiges Bild, wie man es nicht leicht wieder finden wird.

Der zweihundertjährige Gedenktag der Wiedereroberung Temeſchwars und des ganzen Banats iſt in den bewegten Tagen des Weltkrieges zu feiern unterlaſſen worden. Aber die Gewißheit haben wir gewonnen, daß es jetzt ebenſo wenig walachiſch werden wird, wie es nach 1848 ſerbiſch geworden iſt. Es iſt auch noch lange nicht madjariſch. Mit dem Hintergrund von 600000 Schwaben wäre Temeſchwar ein natürlicher Mittelpunkt deutſchen Lebens in Südungarn und als ſolcher das ſtärkſte Bollwerk gegen — die anderen. Dieſen Eindruck wird auch die Armee Mackenſens mitgenommen haben, die im Banat ihre Vorbereitungen traf zur Eroberung Serbiens.

Ein unhöflicher Briefwechsel.

I.

An Herrn Josef Geml
Bürgermeister
in Temeschwar.

Wien, am 25. April 1916.

Hochgeehrter Herr Bürgermeister!

Aus den Zeitungen des Banats erfahre ich etwas spät von dem Inhalt Ihres höchst interessanten Vortrages über die Anwesenheit des Feldmarschalls v. Mackensen in Temeschwar. Es ist zu begrüßen, daß Sie die Absicht haben, den Inhalt dieses Vortrages auch als Broschüre herauszugeben und wir „akademischen" Deutschen aus Ungarn, die derzeit in Wien leben, sind schon höchlich gespannt auf den genauen Wortlaut dieses Dokumentes. Denn ein solches wird es sein, wenn der Mann, der die Ehre hat, in dieser historischen Zeit Bürgermeister der Stadt Temeschwar zu sein, seine Erfahrungen niederlegt, die er mit dem Führer der deutschen Armee in Südungarn gemacht hat.

Vielleicht haben Sie den Druck Ihres Vortrages noch nicht abgeschlossen. Vielleicht können Sie einige Irrtümer desselben richtig stellen, damit sie nicht öffentlich gerügt, getadelt und zurückgewiesen werden müssen.

Sie selbst, Herr Bürgermeister, sind deutscher Abstammung, sind ein Nachkomme süddeutscher Einwanderer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aber Sie bezeichnen es als ein schmerzliches Erlebnis, daß der deutsche Feldmarschall von heute sich über die Schicksale jener Deutschen teilnahms-

voll erkundige, die einst ins Banat einwanderten, nachdem kaiserliche und deutsche Reichsheere dieses von den Türken befreit hatten. Ist Ihnen keine Ahnung davon aufgegangen, welch ein Schmerz es für den Führer der heutigen deutschen Armee sein mußte, zu erkennen, daß jene Deutschen in Gefahr schweben, ihre Nationalität einzubüßen, und daß das große deutsche Volk heute vielleicht zum zweitenmal im Südosten Europas umsonst geblutet und ihn von Feinden gesäubert habe? Denn der geringste Dank, den Ungarn dem Deutschtum für solche Taten zollen könnte, wäre doch der, daß man die dort seßhaften Schwaben sich als deutsche Bürger Ungarns entfalten ließe. Anstatt dessen aber sind Sie, obwohl selber ein Schwabe, schmerzlich berührt, daß Sie an Ihre eigene Abstammung erinnert werden. Und Sie nannten dem Feldmarschall Namen von Männern Ihresgleichen, die in Ungarn Karriere gemacht haben, aber Sie konnten von keinem einzigen dieser Namensträger sagen, daß er auch ein Deutscher geblieben wäre, denn alle sind um den Preis ihrer Nationalität oder doch der ihrer Kinder avanciert. Aber diese Herren kümmern uns nicht. Wer abfallen will, falle ab. Wer nicht fühlt, was es bedeutet, einem Hundertmillionenvolke anzugehören, der sinke ruhig hinab in den Schoß eines kleinen Volkes von acht Millionen, dessen Sprache und Kultur ewig Fremdkörper in Europa bleiben werden. Uns bekümmert bloß unser deutsches Volk von zweieinhalb Millionen, das in Ungarn lebt und das wir nimmermehr preisgeben werden. Mit Bezug auf die Lage unseres Volkes haben Sie dem Herrn Feldmarschall von Mackensen Mitteilungen gemacht, die im vollsten Widerspruche mit den Tatsachen stehen. Sie haben ihm unnötigerweise von den Sachsen in Siebenbürgen erzählt, deren Geschichte er sicher kennt und haben ihm zugestanden, daß dieses

Völkchen von zweimalhundertdreißigtausend Sachsen neben seinen deutschen Volksschulen auch sechs Mittelschulen und eine theologische Hochschule besitze. Das festzuhalten ist sehr wichtig. Denn Sie haben hinzugefügt, die anderen Deutschen in Ungarn hätten dergleichen Schulen nicht, weil sie nirgends in so dichten Massen beisammen wohnen. Aber, aber Herr von Geml! Leben in Temesch und Torontal allein nicht mehr Schwaben als es überhaupt Siebenbürger Sachsen in der Welt gibt? War Temeschwar nicht vor vierzig Jahren noch eine ganz deutsche Stadt, in der nur die Beamten madjarisch redeten? Sie erzählten dem Herrn Feldmarschall auch von dem schönen Nationalitätengesetz, aber Sie verschwiegen ihm wohlweislich, daß jenes Gesetz den Staat verpflichtet, den andersprachigen Völkern dort, wo sie dicht beisammenleben, Schulen in ihrer Muttersprache zu errichten und zu erhalten bis zum Beginne der akademischen Bildung. Wo hat der ungarische Staat jemals diese Forderung erfüllt? Und Sie geben sich dazu her, heute zu behaupten, diese Verpflichtung bestehe überhaupt nicht, der ungarische Staat könne nur Schulen in der Staatssprache errichten und erhalten, „weil er keine Bürger für das Ausland erziehe"? Erlauben Sie, bilden sich die Sachsen in ihrer Muttersprache für das Ausland? Sie zitieren ein Gesetz, loben es und verleugnen es zugleich. Das ist doch ein starkes Stück! Sie sagten dem Feldmarschall auch, das Gesetz verbiete nicht die Errichtung von deutschen Mittelschulen, nur müssen sie die Deutschen erhalten. Gewiß verbietet das Gesetz das nicht. Aber glauben Sie im Ernst, daß nicht jeder ungarische Stuhlrichter den ersten Schritt zu einem solchen Unternehmen verbieten würde? Hei, da gäbe es wieder Landesverräter! Verbieten die Herren doch sogar die Bildung von Volksbildungsvereinen, sie nehmen angemeldete deutsche Ver-

ſammlungen nicht zur Kenntnis und unterbinden auf jede Weiſe die Ausſprache der Deutſchen mit Deutſchen. Sie nennen das im heutigen Ungarn Freiheit und erröten nicht dabei? Sie ſchämen ſich nicht? Leider haben Sie vergeſſen, in Ihrem Vortrag auch das mitzuteilen, was der Herr Feldmarſchall Ihnen geantwortet hat. Er dürfte nicht ſehr überzeugt geweſen ſein von Ihren „patriotiſchen" Ausführungen!

Ihr in vielfacher Hinſicht ſehr intereſſanter Vortrag bewegt ſich auch in ſeinem hiſtoriſchen Teil in einer Fülle von Irrtümern und abſichtlichen Verſchleierungen der tatſächlichen Verhältniſſe. Sie vermeiden es mit einer wahren Ängſtlichkeit, feſtzuſtellen, daß die habsburgiſchen Kaiſer die Koloniſten in das Banat gerufen haben und nicht der General Mercy, der ja nur ein ausführendes Organ geweſen iſt. Sie rühmen es, daß jene Deutſchen die erſten freien Bauern auf ungariſchem Boden waren und vergeſſen völlig, daß dieſer Boden ein kaiſerlicher war, denn auf ungariſchem Boden gab es nur Leibeigene und Knechte. Nicht der Madjare hat jene Bauern freigemacht, ſondern der Kaiſer. Nicht der Madjare hat jene Bauern mit Feld und Vieh und Ackergeräten beteilt, ſondern der Kaiſer. Und wenn dieſe Eingewanderten ſich frei und ungehemmt entwickeln konnten, ſo war es das Verdienſt von Wien und nicht das irgend einer nicht exiſtierenden madjariſchen Regierung. Wie können Sie das Banat in jenen Zeiten überhaupt zu Ungarn zählen? Es war ſogar durch eine Zollgrenze von Ungarn getrennt. Und auch Sie gebrauchen das Schlagwort von den „abſolutiſtiſchen Zeiten" mit Trauer. Ihr Vater und Ihr Großvater aber hätten Ihnen erzählen können, daß dieſe ſogenannten abſolutiſtiſchen Zeiten die goldenen Zeiten des Banats und der Batſchka geweſen ſind! Das Elend war immer die Komitatswirtſchaft. Sie erzählten dem Feld-

marschall auch, daß die im achtzehnten Jahrhundert eingewanderten Deutschen als Bettler ins Banat gekommen seien. Ob dieses bei Ihren Vorfahren der Fall war, kann ich nicht wissen, ich versichere Sie, daß die meinen ihre von den Franzoseneinfällen an der Rheingrenze ständig bedrohten Felder und Weinberge verkauft haben, um sich, dem Rufe des Kaisers folgend, als wohlbestallte Bauern im Banat niederzulassen. Und die im Wiener Kriegsarchiv liegenden Akten aus der Einwandererzeit können Ihnen erzählen, daß jene deutschen Bauern nebst ihrer höheren landwirtschaftlichen Kultur mehrere Millionen Gulden in das armselige Land gebracht haben. Sie haben das Banat durch Fleiß und unermüdliche Arbeit zur Kornkammer des Landes gemacht und weil auch arme Leute unter ihnen waren, nennt jeder Windbeutel unsere Vorfahren heute Bettler. Das hätten Sie nicht auch tun sollen, Herr Bürgermeister!

Ich will diese Zeilen beschließen und die Herausgabe Ihres Vortrages abwarten, ehe ich öffentlich darüber spreche. Sie haben für den Posten, den Sie einnehmen, überraschend wenig Gefühl. Sie sollten sich doch etwas genauer mit der Geschichte der Stadt beschäftigen, die Sie zu leiten haben. Sie erzählten dem Feldmarschall von einer romantischen Vergangenheit Temeschwars, die durch offenkundige Geschichtsfälschung künstlich konstruiert worden ist, aber Sie erzählten ihm nicht, daß Sie sich dessen bewußt sind, an der Spitze einer Stadt zu stehen, die durch hundertfünfzig Jahre einen deutschen Magistrat hatte und deren Bevölkerungszahl noch heute zu siebzig Prozent aus Deutschen besteht. Ihr Vortrag ist ein Bekenntnis für die allgemeine Unaufrichtigkeit und amtliche Heuchelei, die in ganz Ungarn herrscht. Wir Deutschungarn, die wir uns die Zukunft unseres Volkes angelegen sein lassen, wissen das zur Genüge, aber wir sind

Ihnen dankbar, Herr Bürgermeiſter, daß wir an der Hand Ihres Vortrages jetzt auch der weiteren Öffentlichkeit den Beweis dafür erbringen können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Adam Müller-Guttenbrunn.

II.

Herrn

Adam Müller Guttenbrunn

Wien.

In Ihrem Schreiben vom 25. April 1916 erlaubten Sie ſich meinen Vortrag über „Mackenſen in Temeſchwar“ einer böswilligen und beleidigenden Kritik zu unterziehen, ohne denſelben gehört oder geleſen zu haben. Ihre Ausführungen deuten dahin, daß Sie blos den Zeitungsbericht der „Temesvarer Zeitung“ vom 18. April geleſen haben, denn wenn Ihnen der Wortlaut meines Vortrages bekannt geweſen wäre, ſo wie derſelbe in dem ungariſchen Tagblatte „Temesvári Hirlap“ vom 18. April angefangen in neun Fortſetzungen erſchien, hätten Sie ſich manchen Giftknollen erſpart.

Die Feder ſträubt ſich zwar dagegen, mich mit einem „akademiſchen Deutſchen aus Ungarn“ in eine Polemik ein-

zulassen, dessen blinder Haß gegen sein eigenes Vaterland und dessen Geringschätzung der ungarischen Nation in solch drastisch feindseligen Ausdrücken zu Tage tritt, jedoch bezwinge ich mich wenigstens die einzige konkrete Anklage, an welche sich Ihresgleichen klammern, nämlich die Schulfrage in das wahre Licht zu stellen, insoferne die Ausführungen in meinem Vortrage nicht genügend einleuchtend wären.

Meine Antwort erfolgt deshalb erst jetzt, weil die Übersetzung und in Druck Legung des Vortrages sich hinauszog, — meine Erwiederungen aber blos an der Hand des Heftes — welches ich Ihnen gleichzeitig zusende — verständlich werden.

Vor Allem bemerke ich, daß Ihre Ratschläge und Drohungen wegen Richtigstellung der vermeinten Irrtümer bei mir abprallten; der Text des Vortrages ist im Heft derselbe geblieben, welcher vor Erhalt Ihres Schreibens der Öffentlichkeit übergeben war; er bedarf keiner Richtigstellung.

Ihre Behauptung, daß das ungarische Nationalitätengesetz den Staat verpflichtet, den andersprachigen Völkern Schulen in ihrer Muttersprache zu errichten und zu erhalten, bis zum Beginne der akademischen Bildung — ist unwahr! Der Gesetzartikel XLIV. vom J. 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten enthält keine solche Verpflichtung.

Mir dünkt es jedoch, daß Sie auf den Paragraph 17 dieses Gesetzes abzielen, welcher den Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den staatlichen Lehranstalten „nach Möglichkeit“ Sorge zu tragen, daß die Staatsbürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größeren Massen beisammen leben, in der Nähe der von

ihnen bewohnten Gegenden, sich in ihrer Muttersprache bilden können, bis zum Beginne der akademischen Bildung.*) Weiter enthält der Paragraph 18 das Versprechen, daß in solchen Gegenden, wo mehr als eine Sprache üblich ist, in den Mittel- und Hochschulen für jede Sprache und deren Litteratur ein Lehrstuhl errichtet wird.

Aus diesem Wortlaut des Gesetzes ist es deutlich zu ersehen, daß der ungarische Staat zu folge des Nationalitäten-Gesetzes nicht verpflichtet ist, andersprachige Mittelschulen zu errichten, denn wenn dies beabsichtigt gewesen wäre, so hätte dies im Gesetze ganz bestimmt zum Ausdruck gebracht werden müssen. (Siehe die Fußnote des Herausgebers!!) Es ist aber auch aus den Verhandlungen des damaligen Abgeordneten-Hauses und aus den damals schriftlich und mündlich vorgebrachten Wünschen der übrigen Nationalitäten ersichtlich, daß keine Nationalität eine solche For-

---

*) Um die Art und Weise dieser „Patrioten" zu kennzeichnen, genügt es, den § 17 des Nationalitätengesetzes wörtlich hierherzusetzen. Es ist keine Spur der Wendung „nach Möglichkeit" darin zu finden. Er lautet:

„§ 17. Die Bestimmung der Unterrichtssprache in dem vom Staate, beziehungsweise der Regierung bereits errichteten oder dem Bedürfnisse gemäß zu errichtenden Lehranstalten gehört, so weit hierüber das Gesetz nicht verfügt, zu den Agenden des Unterrichtsministers. Da aber der Erfolg des öffentlichen Unterrichtes vom Standpunkte der allgemeinen Bildung und des Gemeinwohles eines der höchsten Ziele auch des Staates ist, so ist dieser verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die in größeren Massen zusammenlebenden Staatsbürger welcher Nationalität immer sich in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend in ihrer Muttersprache bis zu dem Punkte ausbilden können, wo die höhere akademische Bildung beginnt." („Die ungarischen Verfassungsgesetze." Herausgegeben von Dr. Gustav Steinbach, Wien, Manzsche Verlagsbuchhandlung, Seite 63.)

derung an die ungarische Nation gestellt hat, mithin hievon nie die Rede war.

Im Gegenteil, es trachteten alle Nationalitäten jede Einmischung des Staates in die Ausübung ihrer Sprachenfreiheit ferne zu halten, und bedungen sich blos die Erlaubnis, Schulen in ihrer Muttersprache selbst errichten zu dürfen. Es muß ja auch einleuchten, daß die Nationalitäten solche Forderung meideten, weil sie sich in staatlichen Schulen gewissen Bedingungen und Beschränkungen hätten unterwerfen müssen, welche ihren sonstigen Unabhängigkeits-Gefühlen (speciel bei damaliger Verhandlung ihrer Gleichberechtigung) widersprochen hätten. Diese Eifersucht gieng soweit, daß z. B. die Serben in Ujvidék im Jahre 1870 eine staatliche Subvention von jährlich 8000 Gulden aus dem Grunde zurückwiesen, weil der Staat dagegen die Bedingung stellen wollte, den Lehrplan (Ahan!) festzustellen und im Verhältnis des Betrages einige Lehrkräfte zu ernennen. (Ahan!) Wie kann man dann voraussetzen, daß die Nationalitäten solche Schulen für ihre Muttersprache vom Staate angestrebt hätten, in welchen der Staat den Lehrplan, die Disciplin und die Lehrkräfte allein zu bestimmen berechtigt gewesen wäre?

Es soll nun beleuchtet werden, wie die bewußten Bestimmungen des Nationalitätengesetzes gedeutet werden können und in welcher Weise der jeweilige Minister für Unterricht jener Verpflichtung nachgekommen ist, den Staatsbürgern anderer Nationalitäten „nach Möglichkeit“ *) die Ausbildung in ihrer Muttersprache auch in staatlichen Lehranstalten Gelegenheit zu bieten. — Nach dem Sinne des Gesetzes konnte blos die Modalität behandelt werden, ob

*) Diese Wendung ist Ihre Erfindung, Herr Bürgermeister!

und wo das Bedürfnis und die Möglichkeit besteht, in den staatlichen Schulen nebst dem Unterricht in ungarischer Sprache für solche Schüler, die ungarisch sprechen, auch Schüller anderer Zunge in ihrer Muttersprache zu unterrichten, das heißt doppel-oder drei-viersprachigen Unterricht zu erteilen. (!!)

Bezüglich der Volksschulen bestand kaum das Bedürfnis, in den staatlichen Schulen doppel-oder drei-viersprachigen Unterricht anzuordnen, denn in allen Dörfern hat entweder die kirchliche oder die politische Gemeinde Volksschulen in der Muttersprache der dortigen Bevölkerung errichtet, welche der Kultusminister stets fördert, ja sogar materiell unterstützt. In Gemeinden mit gemischter Sprache mußte der Lehrer in allen Sprachen unterrichten, oder mußte der Staat oder die Gemeinde für andersprachige Kinder Unterlehrer anstellen. (G. A. 38 v. J. 1868, §58.). Solche Schulen bestehen sehr viele.

In den Mittelschulen, insoferne solche nicht andersprachige Nationalitäten in ihrer Sprache selbst errichtet und erhalten haben, (wie die Siebenbürger Sachsen, die Rumänen und Serben), — bestand Anfangs die Möglichkeit, z. B. in Oberungarn bezüglich der slovakischen Sprache, vornehmlich aber in Südungarn und in anderen deutschsprachigen Gegenden, daß nebst der ungarischen, auch in deutscher Sprache Unterricht erteilt werden konnte, weil damals noch in den unteren Klassen ein, höchstens zwei Lehrer sämmtliche Lehrgegenstände versahen und weil in jener Zeit noch Lehrkräfte vorhanden waren, die in beiden Sprachen und in allen Fachgegenständen perfekt gebildet waren. Auch ich wurde Anfangs der 1870-er Jahre im Temesvarer Ober-Gymnasium in den unteren Klassen deutsch unterrichtet.

Jedoch ſpäter, als die Mittel- und Fachſchulen ſich ſtark vermehrten und als für jeden Lehrgegenſtand beſonders qualifizierte Fachlehrer verwendet werden mußten, und auch, weil die Lehrkräfte mit doppelſprachiger Bildung ſich ſtets verringerten (Warum verringerten?), wurde dieſe Möglichkeit immer geringer, ſo daß allmählich der ohnehin ſchwerfällige doppelſprachige Unterricht fallen gelaſſen werden mußte.

Der einheitliche Unterricht in ungariſcher Sprache in den Mittelſchulen iſt aber auch aus dem Grunde geboten, weil ja das Nationalitäten-Geſetz nicht blos die Deutſchen, ſondern auch alle übrigen Nationalitäten gleichberechtigt ſehen will, mithin zum Beiſpiel in Südungarn, wo laut meinem Ausweiſe vier Nationalitäten beinahe in gleicher Anzahl vermiſcht wohnen, der Unterricht in den Mittel- oder Fachſchulen größerer Städte, den dortigen und den nahegelegenen Nationalitäten anpaſſend, in 3—4 Sprachen geſchehen müßte, anſonſt die Eiferſucht und die berechtigte Klage der nicht berückſichtigten Nationalitäten auf der Tagesordnung wären. Iſt es jedoch denkbar, daß in einer Klaſſe, in derſelben Zeit, ein Teil der Jugend ungariſch, der andere deutſch, wieder ein anderer Teil ſerbiſch, und ein Teil rumäniſch unterrichtet werde? Da müßten ja auch für jeden Lehrgegenſtand in der betreffenden Unterrichtsſprache vollkommen kundige, mithin zwei—dreimal ſo viel Lehrkräfte verwendet werden, beſonders dann, wenn eine jede Nationalität ſolche Principien verfolgen würde, wie Sie, daß nämlich der Deutſche nicht verpflichtet werden kann, auch eine andere Sprache (die ungariſche ſchon gar nicht!) zu erlernen.*)

*) Wo hätte ich das behauptet? A. M.-S.

Und sollte auch ein solch buntes Lehrer-Collegium denkbar sein, — in welcher Sprache sollten sie unter einander konferieren? Existirt überhaupt auf der ganzen Welt eine so gemischte Schule?

Ich glaube daher, daß die obbezogene Verpflichtung des Ministers für Unterricht vor beinahe 50 Jahren gut gemeint und unter den damaligen Verhältnissen auch teilweise durchführbar war, — weil jedoch der zukünftigen Entwickelung des Unterrichtswesens nicht praejudicirt werden durfte, hat das Gesetz blos die „Möglichkeit"(!!) doppelsprachigen Unterrichtes vorgesehen.*)

Der ungarische Unterrichtsminister entsprach und entspricht auch gegenwärtig vollkommen den Intentionen des Nationalitätengesetzes (!), den Anforderungen der allgemeinen Bildung und des öffentlichen Wohles, wenn er Jedem den Unterricht in den Volksunterrichts-Schulen (Elementar,- höhere Volksschulen, Bürgerschulen und Lehrerpräparandien) in der Muttersprache ermöglicht und fördert, dabei aber auch schon in den Elementar-Schulen die Erlernung der Staatssprache fordert, damit die Jugend später in den Mittel-, und Fachschulen dem ungarischen Unterrichte folgen könne. Was nun speciel die deutsche Sprache anbelangt, so ist diese immer exceptionell behandelt worden, indem das Gesetz und der Minister für Unterricht in allen Mittel- Fach- und Hochschulen die deutsche Sprache und Litteratur als obligatorischen Lehrgegenstand bedingt. Dabei muß bemerkt werden, daß die im Lande befindlichen übrigen Nationalitäten in letzterer Hinsicht mit den Deutschen nicht gleichberechtigt sind, weil das Bedürfnis und die Möglichkeit zum obligatorischen Unterricht fremder Sprachen

---

Wo steht dieses Wort? A. M.-S.

in der ganzen Welt blos die allgemeine Bildung zur Grundlage haben kann, wozu wohl die Kenntnis der internationalen Welt-Sprachen, bei uns daher der deutschen Sprache, nicht aber auch jene der kleineren Volksstämme gerechnet werden muß.

Wenn schon daher von einer Vernachlässigung der Nationalitäten gesprochen werden kann, so dürfen dies die Deutschen am allerwenigsten tun.

Ich habe zwar keine Hoffnung, Sie des Besseren belehrt zu haben, glaube jedoch, daß jeder unbefangene Deutsche, der die Berechtigung des Bestandes des einheitlichen ungarischen Staates anerkennt, sich diesen tatsächlichen Verhältnissen nicht verschließen kann und sich vor diesen, dem praktischen Leben entspringenden Argumenten beugen wird, umsomehr, als es allbekannt ist, und auch aus meinem offenherzigen Vortrage erhellt, welch' warme Anerkennung die Ungarn der deutschen Sprache und Kultur, sowie den hervorragenden Tugenden der Deutschen rückhaltslos und ehrlich zollen.

Sie behaupten ferner, daß jeder Stuhlrichter den ersten Schritt der Deutschen zur Errichtung deutscher Mittelschulen verbieten würde und daß es dann Landesverräter gäbe! Sie sagen, daß die Herren sogar die Bildung von Volksbildungsvereinen verbieten, sie nehmen angemeldete deutsche Versammlungen nicht zur Kenntnis und unterbinden auf jede Weise die Aussprache der Deutschen mit Deutschen!

Sie halten es für eine Schande, wenn ein Deutscher in Ungarn Karriere macht, denn dadurch giebt er seine Nationalität zum Preis und sinkt hinab in den Schoß eines kleinen Volkes von 8 Millionen, dessen Sprache und Kultur ewig Fremdkörper in Europa bleiben wird!

Wenn blos ein Funke ihrer Anſchuldigungen den Tatſachen entſprechen würde, und wenn Ihr widerlicher Racenhaß auch nur im Mindeſten begründet wäre, ſo hätte die Tendenz der Alldeutſchen und auch deren geſchäftsmäßigen Agitatoren — obzwar auch dann keine politiſche, jedoch eventuell vom Standpunkte der Stammverwandtſchaft eine volksrechtliche Begründung. Nachdem aber ſolche Zuſtände blos in Ihrer Phantaſie vorzufinden ſind und nachdem ſich Jedermann vom Gegenteil überzeugen kann, ſo finde ich und mit mir gewiß 99 Perzent unſerer braven Deutſchen nur Worte der Entrüſtung ob ſolcher vagen Angriffe.

Wir alle wiſſen es, daß das Ungarland, welches Jahrhunderte hindurch, während welchen andere Länder ſich friedlich entwickeln konnten, als Schutzwand der weſtlichen Kultur gegen den orientaliſchen Barbarismus verblutete und daher noch nicht auf jener hohen Entwicklungsſtufe ſtehen kann, wie die weſtlichen Länder; — wenn daher in dieſem Lande Geſetze oder Staatseinrichtungen mangelhaft ſind und wenn auch berechtigte Wünſche nicht erfüllt werden können, ſo leiden darunter alle Staatsbürger des Landes ohne Unterſchied der Nation gleichmäßig und es dürfen daher auch die hier anſäſſigen deutſchen Staatsbürger eventuelle allgemeine mißliche Zuſtände nicht vom Standpunkte des Deutſchtums beklagen, oder gar von denſelben eine Unterdrückung ihrer Nationalität ableiten. —

Schließlich will ich Ihre gegen meine Perſon gerichteten Ausfälle, welche Ihre Kampfweiſe kennzeichnen, einfach zurückweiſen, weil ich auch in dieſer Angelegenheit, wie ich es ſtets in öffentlichen Sachen tue, meine Perſon dem allgemeinen Intereſſe unterordne.

Deshalb erkläre ich blos, daß es mich durchaus nicht ſchmerzlich berührt hat, an meine deutſche Abſtammung erinnert worden zu ſein, ich brüſtete mich vielmehr mit meiner Heimat, in welcher ich vollkommene Gleichberechtigung genießen kann.

Ich habe keinen Grund zu erröten bei Verherrlichung der Freiheit in Ungarn und ſchäme mich nicht, bin im Gegenteil ſtolz, ein ungariſcher Patriot zu ſein. Ich identifiziere mich mit den hiſtoriſchen Geſtalten und Geſchichtsſchreibern, deren Aufzeichnungen ich benützte und glaube nicht, daß ich mit denſelben auch als Windbeutel und Geſchichtsfälſchern beſudelt werden kann.

Die Unaufrichtigkeit und amtliche Heuchelei, welche Sie mir und ganz Ungarn zuſchleudern, weiſe ich ebenfalls mit Entrüſtung zurück.

Temesvar, den 5. Juni 1916.

Joſef Geml
Bürgermeiſter
der königl. Freiſtadt Temesvar.

III.

Herrn Joſef Geml
Bürgermeiſter
in Temeſchwar.

Obwohl höchlich erſtaunt über den Ton Ihres Schreibens vom 5. d. M., beſtätige ich Ihnen den Empfang desſelben, ſowie auch den Empfang Ihres Vortrages über „Mackenſen in Temesvar“, den ich jetzt mit aller Ruhe und Aufmerkſamkeit geleſen habe. Wenn Sie dasſelbe mit

meinem Schreiben vom 25. April getan hätten, würden Sie daraus erfahren haben, daß ich nur die Zeitungsauszüge über Ihren Vortrag kannte und daß ich auf Grund dieser aufreizenden, plumpen Darstellungen an Sie geschrieben habe. Ich machte sogar den Vorbehalt, daß ich in der Hauptsache abwarten wolle, bis ich Ihren Vortrag in seinem Wortlaute kenne. Bis dahin sollte mein Brief an Sie ein Privatbrief bleiben. Sie erschienen mir nach jenem Auszug Ihres Vortrages als eine Verkörperung all der Anschauungen, die ich seit dreißig Jahren bekämpfe und ich mußte an Sie schreiben. So laut, wie die Verbreiter Ihres Vortrages in den Wald riefen, tönte das Echo zurück.

Jetzt kenne ich Ihren Vortrag wörtlich und er ist als Zeitdokument über Mackensens Anwesenheit in Temesvar nicht ohne Wert. Über den überflüssigen politischen Anhang und die darin vertretene Sache aber werden wir uns niemals verständigen. Bezeichnend ist es, daß dieser politische Anhang nur deshalb nötig wurde, weil ungarische Soldaten den zum Schutze Ungarns gegen die Serben anrückenden verbündeten deutschen Soldaten das Lied „Mégis hunczut a német"*) zu Gehör gesungen haben. Der Herr Generalfeldmarschall hat Sie aus diesem Grunde über das Lied und die Lage des Deutschtums im Banat befragt. Das war mir neu. Und es ist unbezahlbar für unsere Sache.

Und nun zu Ihrer Zuschrift, in der Sie meine Darstellung der ungarischen Verhältnisse als Phantasie bezeichnen. Vor allem muß ich mich mit Entschiedenheit dagegen verwahren, daß ich ein Feind meines eigenen Vater-

*) „Und der Deutsche ist doch ein Hundsfott!" S. 63 und 64 des Vortrags.

landes bin und die ungariſche Nation haſſe, weil ich mich offen als einen Gegner der heutigen Zuſtände in Ungarn bekenne. Selbſt die offiziellen Patrioten im Banat hätten vielleicht doch ſchon merken können, daß Heimatliebe und nicht Haß meine Feder führt. Unwillkommene Heimatliebe, da ſie voll Schmerz die verheerenden Wandlungen bucht, die ſich dort vollzogen haben. Aber das ſind die großen Geberden, die man im neuen Ungarn liebt. In keinem Lande der Welt gibt es mehr Vaterlandsverräter. Wer nicht mit den Wölfen heult, die gerade an der Krippe ſind, der iſt entweder ein pangermaniſcher Agitator oder eine katilinariſche Exiſtenz und verdient totgeſchlagen zu werden. Das kennen wir! Nun, die Nachwelt wird darüber richten, wer ſeinem Vaterland größere Dienſte geleiſtet und ihm mehr Ehre gemacht hat, Sie oder ich. Und ſie wird darüber richten, ob diejenigen ungariſchen Deutſchen, die das Ungeheuerliche der heutigen Schulzuſtände ihres Vaterlandes in ſeiner ganzen Schmach empfunden und angeklagt haben, dieſes mehr liebten, oder die, die dieſe Zuſtände billigten und verteidigten. Es muß viel faul ſein in einem Staate, in dem man ſich über den Elementarbegriff des Patriotismus nicht verſtändigen kann. Ich ſelbſt weiß mich einig mit den großen Madjaren von Stephan dem Heiligen bis Stephan Szechenyi und Franz Deak, wenn ich Ungarn als einen Völkerſtaat anſehe und die Erfindung des einheitlichen Nationalſtaates verwerfe. Auch weiß ich mich frei von jeglichem Raſſenhaß. Ich verfolge keine Perſonen, ich vertrete einen Gedanken, wenn ich Gerechtigkeit fordere und freie völkiſche Entwicklung der Deutſchen in Ungarn auch unter madjariſcher Führung. Ich und meine Freunde in Ungarn anerkennen die Hegemonie, nicht aber die Suprematie der Madjaren. Das auszuſprechen gilt heute vor

den übermütig gewordenen Erben Franz Deaks als ein Verbrechen. Aber die Zeit wird kommen, wo dieser Gedanke und diese Forderung sich erlösend durchsetzen werden. Die ganze Zukunft der europäischen Völker, in deren Familie das madjarische ein kleinstes, ein fremdes und alleinstehendes Volk ist, und auch die Zukunft der Staaten liegt auf dem Wege der Entwicklung zur Achtung vor jeder Volkspersönlichkeit. Und Ungarn sollte sich nach der entgegengesetzten Richtung entwickeln können? Ungarn glaubt, den mittelalterlichen Begriff einer „politischen Nation", die sich aus den verschiedensten Völkern ernährt und zusammensetzt, dauernd aufrecht erhalten zu können? Man darf das billig bezweifeln. Wir Deutschen in Ungarn namentlich können nicht ferner der Mutterboden für eine Intelligenz bleiben, die beständiger Entnationalisierung unterworfen ist, wir dürfen nicht dauernd dazu verdammt werden, die Blüte unserer Kinder beständig an ein anderes Volk abzugeben. Sollen wir am ungarischen Staat mit allen Kräften mitarbeiten und ihn lieben, müssen wir uns voll Stolz als deutsche Ungarn bekennen dürfen. Sie stellen in Ihrem Vortrag selbst fest, daß bloß die Bauern deutsch bleiben im Banat, daß aber die, die einmal die ungarischen Schulen durchliefen, begeisterte „Ungarn" werden. Was heißt in diesem Falle „Ungarn"? Madjaren! Die Aufgabe der ungarischen Schule ist also, aus Deutschen Madjaren zu machen. Und doch erklären Sie die deutschen Schulen für unnütz, weil sie angeblich „für das Ausland erziehen". Ich verweise noch einmal auf die Siebenbürger Sachsen. Ungarn hat keine treueren Bürger als sie und sie haben deutsche Schulen und erziehen in denselben ungarische Patrioten. Diese Schulen sind eben keine Sprachschulen wie die meisten Lehranstalten Ungarns, sondern auch Charakterbildungs-

anſtalten. Die Staatsſprache iſt in ihnen ein bevorzugter Lehrgegenſtand, nicht aber das Um und Auf des ganzen Unterrichts, wie an tauſend ungariſchen Schulen, in denen unſere deutſche Jugend verdummt und unter die Kulturhöhe ihrer Eltern und Großeltern ſinkt. Die eingewanderten Deutſchen ſchrieben vor zweihundert Jahren aus dem Banat beſſere deutſche Briefe nach der alten Heimat als unſere heutigen ſchwäbiſchen Soldaten aus dieſem Weltkrieg an ihre Eltern geſchrieben haben.*) Warum tut man uns ſolche Schmach an in einem freien Staat? Sie ſagen, die Deutſchen wollen keine deutſchen Schulen. Ich aber ſage Ihnen: Nur weil dem größten Teil unſerer Intelligenz in den ungariſchen Staatsſchulen das völkiſche Rückgrat gebrochen wurde, nur darum haben wir heute ſo wenig Führer und Sprecher im Lande, die nach deutſchen Schulen rufen und Männern Ihrer Art die gebührende Antwort geben würden. Sie ſagen auch, unſere Jugend gehe „bereitwillig“ in die ungariſchen Schulen. Wollen Sie Witze machen? Wo ſoll ſie denn hin-

*) Die A. E. G.-Union-Elektrizitätsgeſellſchaft, Wien, die jeglicher Politik fernſteht, veröffentlichte in dem Bericht über ihr im Felde ſtehendes Perſonal auch Feldpoſtbriefe. Darunter folgende Beſtellung eines Banater Schwaben an einen Wiener Muſikinſtrumentenmacher:

„Libe Her Johan.

israjbine, Daz Sze mir siken Ajne Harmonje fun 35 Krone, 60 Heler, Hoh 25 Centimeter, 14 brajd, 19 kläpe, 14 eken. Beslagen, 8 bössze, Stal Stim, Mid Rimen, Grine Rim, Fun Lajwand,

und fiszekenen Svinder cu siken Glajh kringsz gelt, Per nah náme. Száajns Szogut. Glajh cu siken.

Libe Her Johan, Ek szpresz siknc, nur gut Szolci Szajn. — ihaben Fun ine in Rame nijen Fun 50 Krone, Gehapt.

Ject Blajme Kszund, gute Bolg Beslogn cu Szajn.“

Ein erſchütterndes Dokument!

gehen, da es für zwei Millionen Deutſche nicht eine einzige deutſche Mittelſchule gibt?

Sie erklären in Ihrem Vortrag und auch in Ihrer Zuſchrift an mich den Mangel an deutſchen Schulen in Südungarn damit, daß die Deutſchen nicht genügend dicht beieinander wohnen. Wenn Sie die Ihrem Vortrag beigefügte Bevölkerungstabelle aber mit einer ſolchen über Siebenbürgen vergleichen wollten, würden Sie finden, daß gerade die Sachſen äußerſt zerſtreut wohnen und daß das Verhältnis der Schwaben in Südungarn zu ihren Mitbewohnern ein unendlich beſſeres iſt, als das der Sachſen. Von der romantiſchen Auslegung des Nationalitätengeſetzes, die Ihnen beliebt, und den babyloniſchen Folgen, die Sie befürchten, kann man nur mit Heiterkeit Kenntnis nehmen. Mag ſein, daß wir den Staat nicht verpflichten können, uns deutſche Mittelſchulen zu bauen. Aber was in dem völkerreichen Siebenbürgen in national abgegrenzten Schulbezirken (und Wahlbezirken) möglich iſt, das muß in den Komitaten des Banats und der Batſchka doppelt möglich ſein. Gerade Ihre Tabelle beweiſt es uns, denn ſie ſtellt ſelbſt nach der offiziellen Zählung die Anweſenheit von zirka 700000 Deutſchen feſt. Alſo dreimal ſo viel, als es Sachſen in ganz Siebenbürgen gibt! Sind Sie denn blind für dieſe ſchreienden Tatſachen? Mit Hunderttauſenden ſubventioniert der ungariſche Staat heute aus politiſchen Gründen die deutſchen Mittelſchulen der Sachſen, weil er dieſe gegen die Rumänen braucht. Wahrlich, er hätte längſt auch in Südungarn ein ſtarkes Deutſchtum nötig!

Und auf die ſtaatliche Anerkennung dieſer tatſächlichen Verhältniſſe müſſen wir deutſchungariſchen Patrioten, die ſich im Gegenſatz zur heutigen Geſtaltung der Dinge befinden, all unſere Hoffnungen bauen.

Immer redet man von der Notwendigkeit der madjarischen Sprache! Es handelt sich aber nicht bloß um die Erlernung der Staatssprache, die jeder intelligente Deutschungar lernen soll, und schon aus Klugheit zu lernen bereit sein wird, es handelt sich heute in Ungarn um Gedeih und Verderb von zwei Millionen deutscher Seelen. Man kann eine fremde Sprache lernen, ohne seinem Volkstum entfremdet zu werden. Die ungarische Staatsschule will aber diese Entfremdung. Die amtliche Heuchelei mutet der deutschen Mittelschuljugend Ungarns vor jeder Volkszählung das Bekenntnis zu, „daß es zwei Muttersprachen gibt", die daheim gesprochene und die in der Schule erworbene, die man „liebgewonnen". Ich besitze die Dokumente aus ungarischen Mittelschulen, die das beweisen.*) So höhlt man für die amtliche Statistik ganze Geschlechter aus, verwirrt sie und macht sie charakterlos. Anstatt brave deutsche Ungarn, züchtet man allerorten unechte Madjaren. Niemand kann den echten Madjaren höher schätzen als ich. Ich hasse nur die Janitscharen, die in ihren Reihen gegen uns kämpfen. Graf Julius Andrassy sprach am Pfingst-

*) Hier ist der Wortlaut einer solchen Belehrung, die vor der Volkszählung von 1910 an die Mittelschüler hinausgegeben wurde:

Muttersprache.

„Der Schüler gibt wahrheitsgetreu jene Sprache an, die er sein Eigen nennt, die er am besten beherrscht und die er am liebsten spricht. Dementsprechend ist zu beachten, daß am häufigsten zwar die Muttersprache identisch ist mit jener Sprache, die er in seiner Jugend, gewöhnlich von seiner Mutter, erlernte, mit dieser aber nicht immer zusammenfällt, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Muttersprache des Schülers eine andere ist wie die seiner Mutter, besonders wenn er sich in der Schule oder durch anderen Verkehr eine andere, von der seiner Mutter verschiedene, angeeignet hat.

Königl. ung. Zentralstatistisches Amt."

ſonntag vor einer großen Verſammlung von Europäern in Peſt ein ganz vortreffliches Wort. Er ſagte: „Der Madjare iſt wertlos, wenn er den Deutſchen ſpielen will und ſeine Eigenart aufgibt!)*) Was aber, darf man wohl fragen, iſt der Deutſche noch wert, der den Madjaren ſpielen will? Und doch wünſcht man offiziell, daß er ihn ſpiele.

Aber ich müßte ein Buch ſchreiben, wollte ich auf all die Begriffsverwirrungen Ihres Vortrages und auf Ihr ungehobeltes Amtsſchreiben gebührend erwidern. Es iſt eine verabſcheuungswürdige Kulturpolitik, die heute in Ungarn betrieben wird, ſie entfremdet die Kinder unſeres Landvolkes ſogar dem lieben Gott, da ſie ſie zwingt, in einer Sprache zu beten, die ihnen unverſtändlich iſt. Ich habe es mit Schrecken erfahren in der eigenen Verwandtſchaft. Die Volksſchuljugend findet den Weg zu Gott nicht und die Mittelſchuljugend verliert den zu ihrem Volke. Es gähnt eine Kluft zwiſchen Kindern und Eltern.

Doch genug davon für heute!

Unverſtändlich bleibt mir, wie Sie, Herr Bürgermeiſter, einige ſcharfe allgemeine Wendungen meines Schreibens über die Geſchichtsfälſcher und die Windbeutel, die unſere Ahnen als Bettler verunglimpfen uſw., mißverſtehen konnten. Ich redete doch in der dritten Perſon. Auch pflege ich an Geſchichtsfälſcher und Windbeutel keine Briefe zu ſchreiben und mich hochachtungsvoll zu unterzeichnen. Dieſes Mißverſtändnis erklärt mir einigermaßen den hohen Aufwand von Entrüſtung und Aufregung in Ihrer Antwort,

*) In der einleitenden Rede zur Gründung der ungariſchen „Waffenbrüderlichen Vereinigung“, mitgeteilt im „Peſter Lloyd“ Nr. 162 vom 12. Juni 1916.

auf die ich denn auch nichts erwidere. Sie sind doch nicht mitschuldig an der Nichtgenehmigung von Volksbildungsvereinen und dem Verbot von Versammlungen Deutscher, die sich aussprechen wollen über ihre Not. Warum ereifern Sie sich darüber? Unsere trüben Erfahrungen mit den ungarischen Stuhlrichtern haben doch nichts mit Ihnen zu tun. Oder fühlen Sie sich mit diesen Herren solidarisch?

Ich bestreite Ihnen das Recht, Herr Bürgermeister, mich deshalb, weil ich die heutigen Zustände in meiner Heimat beklage und bekämpfe, für einen geringeren Vaterlandsfreund anzusehen als Sie einer sind. Man ist noch lange kein Feind seines Vaterlandes, wenn man eine andere Überzeugung hat als die amtliche. Und man haßt nicht die ungarische Nation, wenn man das verurteilt und reformiert haben will, was im chauvinistischen Übereifer geschaffen wurde. Auch besonnene Madjaren wie Mocsary, Ivan von Simonyi und andere haben es oft als verhängnisvoll bezeichnet. Es gibt Augenblicke, in denen ich mich voll Erstaunen frage, wie die Madjaren dahin gelangen konnten, allen Nationalitäten Ungarns das anzutun, was ihnen selber einst so weh getan hat.

Und ist auch das eine Phantasie:

Ich kehre nach längerer Abwesenheit in mein zweihundertjähriges schwäbisches Heimatdorf zurück und es hat einen mir fremden madjarischen Namen. Meine kleinen Vettern und Basen heißen nicht mehr Hannes und Jörgl und Michel und Bärbel und Liesel und Margret, sie heißen János, György, Mihály, Barbola, Erzsébet und weiß Gott wie. Warum? Der Pfarrer hat sie auf Grund eines verrückten Gesetzes so getauft — gegen den Wunsch der Eltern. Die Kinder grüßen madjarisch auf der Gasse und geben auf deutsche Fragen keine Antwort. Sie erzählen, daß sie selbst

auf dem Heimweg von der Schule nicht deutsch miteinander reden dürfen, der Herr Lehrer habe es bei Strafe verboten! Ich besuche dann meine Gräber in Budapest. Auf ein und demselben Grabstein finde ich die vorige Generation noch deutsch verzeichnet, die heutige aber madjarisch.*)

Schreien diese Steine nicht zum Himmel? Ist dieser Staat nicht ein politisches Narrenhaus? Ein Volk, das seine Macht in dieser Art mißbraucht, lädt eine schwere Schuld auf sich. Und wer sich zum Verteidiger seiner chauvinistischen Ausschreitungen aufwirft, der darf sich nicht wundern, wenn sich eine Stimme scharfer Abwehr gegen ihn erhebt.

Sie, ein amtlicher Banater Patriot, sind als solch ein Verteidiger hervorgetreten und ich, ein freier Banater Patriot, habe Ihnen meine Meinung gesagt. Weiterer persönlicher Komplimente zwischen uns bedarf es nicht.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Weidling bei Klosterneuburg, am 18. Juni 1916.

---

*) Als Probe empfehle ich einen Besuch des großen Kerepescher Friedhofs in Ofen-Pest.

Was der Vetter Michel dazu sagt.

(Aus dem Kalender „Der schwäbische Hausfreund“ für 1917, herausgegeben vom Vetter Michel in Temeschwar.)

Der Herr Bürgermeister von Temeschwar hat im April 1916 einen schönen Vortrag gehalten über die Anwesenheit des deutschen Feldmarschalls von Mackensen in der Hauptstadt des Banats. Dieser Vortrag weckte Beifall und Widerspruch, denn Herr Josef Geml beschränkte sich nicht auf die Schilderung alles dessen, was mit der Anwesenheit des berühmten Feldherrn zusammengehangen war, er erzählte uns auch, was er auf eine etwas kitzliche Frage des Feldmarschalls, der sich nach der Lage der Deutschen im Lande erkundigte, diesem gern geantwortet hätte.

Und da hat sich der Herr Bürgermeister ein bißl vergaloppiert. Es interessierte den Herrn Feldmarschall, zu wissen, warum die Deutschen in Ungarn keine Schulen mit deutscher Unterrichtssprache haben, und da erzählte ihm der Herr Bürgermeister viel Schönes von den Sachsen in Siebenbürgen, die mehr als ein halbes Dutzend gute deutsche Mittelschulen hätten, diese aber selber erhalten. Die übrigen Deutschen in Ungarn, die übrigens meistens als Bettler ins Land gekommen wären, sagte er, wohnen nicht so dicht beisammen, daß sie deutsche Schulen haben könnten. Das Gesetz erlaube auch ihnen, sich deutsche Schulen zu errichten, wenn sie sie selber erhalten, aber sie verlangen sich gar keine. Sie gehen „bereitwillig“ in die ungarischen Schulen, weil sie sich ja nicht für das Ausland bilden wollen, sondern für ihr Vaterland.

Der Vetter Michel war nicht wenig erstaunt, wie er das alles in den Zeitungen gelesen hat.

Die Frage des Herrn Feldmarschalls nach unseren Schulen hat ins Schwarze getroffen, denn es zeigt sich immer mehr, daß die Schulsache der eigentlichste Beschwerdepunkt der Deutschen in Ungarn ist. Die 230000 Sachsen in Siebenbürgen haben Volks- und Mittelschulen, in denen die madjarische Sprache ein sehr wichtiger Lehrgegenstand ist, der gesamte Unterricht aber wird in der deutschen Muttersprache erteilt. Und sie sind die besten Patrioten, sprechen alle die Staatssprache und bilden ihre Söhne nicht für das Ausland, sondern für die ungarische Heimat, in der sie alle erdenklichen Ämter bekleiden. Auch sitzen sie ihrer dreizehn im ungarischen Reichstag als Deutsche, die aus Dankbarkeit und Überzeugung mit der Regierung gehen. Der Vorteil des Unterrichtes in der Muttersprache erweist sich an ihnen glänzend. Und es ist ja ganz falsch, zu glauben, daß die anderen Deutschen in Ungarn am Ende weniger patriotisch werden könnten durch den Besitz von Volks- und Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache. Gerade das blühende Schulwesen der Siebenbürger Sachsen, das von der Regierung reichlich unterstützt wird, beweist das Gegenteil von dem, was der Herr Bürgermeister von Temeschwar gesagt hat. Der Unterricht in der Muttersprache ist hundertmal nützlicher, er kräftigt und macht froh, während der in einer nicht geläufigen Sprache ermüdet und mehr Anstrengung erfordert als er sollte.

Hier ist nicht der Ort, Politik zu machen, es soll also kein Wort darüber geredet werden, warum die Regierung die deutschen Schulen in Siebenbürgen, wo die Sachsen mitten unter den Walachen eine Insel bilden, unterstützt. Vielleicht würde sie heute auch deutsche Schulen in Südungarn unterstützen, wenn wir solche hätten. Herr Geml verkündet es zu unserem Spott, daß das Gesetz die

Errichtung solcher Schulen erlaubt, wenn wir sie selber erhalten.

Merken wir uns das! Alle Welt hält heute die Schwaben im Banat und der Batschka für filzig, jeder sagt uns, wir seien selber schuld daran, daß wir keine deutschen Schulen haben. Ist das wahr? Reden wir heute nicht weiter davon, aber nehmen wir uns vor, die Probe zu machen auf die Erlaubnis zum Bau einer deutschen Mittelschule in Temeschwar und auch die auf die Filzigkeit der Schwaben. Die Behauptung, daß wir keine deutschen Schulen haben, weil wir keine wollen, muß auf irgend eine Weise widerlegt werden.

Es ist schon gesagt worden, daß die Siebenbürger Sachsen nur 230000 Seelen zählen. Diese verteilen sich auf vier Komitate und leben in großer Zerstreuung.

Im Bistritzer Komitat bilden sie 20%
„ Kronstädter Komitat bilden sie . . .29,2%
„ Hermannstädter Komitat bilden sie . .28,1%
„ Groß-Kokler Komitat bilden sie . . .41,8%

der Gesamtbevölkerung. Und sie besitzen zweihundertsiebenundfünfzig deutsche Volksschulen und acht Mittelschulen, die sie sich selbst geschaffen, die aber neuestens auch von der Regierung unterstützt werden.

Wie verhält sich demgegenüber die mangelnde Dichtigkeit der deutschen Bevölkerung Südungarns? Die Deutschen bilden hier im

Temescher Komitat 30%
„ Bacsbodroger Komitat . . .28,3%
„ Torontaler Komitat 32%

der Gesamtbevölkerung, insgesamt aber zählen sie in diesen drei Komitaten 522000 Seelen, in ganz Südungarn aber mehr als doppelt so viel wie die ganze „sächsische Nation“

In den südungariſchen Städten ſtellt Herr Geml ſelber feſt, daß laut amtlicher (!) Statiſtik

in Temeſchwar 43,6%
„ Werſchetz 49,6%
„ Pancsova 38,8%

Deutſche leben. So dicht wohnen die Sachſen nirgends in Siebenbürgen. Es iſt alſo ein leeres Gerede ohne jeglichen Inhalt, wenn gegen uns geltend gemacht wird, daß wir nirgens ſo dicht beiſammen wohnen, um den Schutz des Nationalitätengeſetzes anrufen zu können.

Der Herr Bürgermeiſter von Temeſchwar mußte ein wenig berichtigt werden. Man darf ſolche Behauptungen, wie er ſie aufſtellte, nicht unwiderſprochen laſſen, weil ſie von vielen ohne Prüfung geglaubt werden.

Die Frage, ob unſere Vorfahren als Bettler ins Land gekommen ſind, iſt nebenſächlich. Keinesfalls ſind ſie als Faulenzer hergekommen und was ſie heute beſitzen, das haben ſie ſich erarbeitet. Aber wir wiſſen auch, daß ſie im Laufe der Zeiten ein paar Millionen Gulden aus der alten Heimat in die neue gebracht haben. Noch hundert Jahre nach ihrer Einwanderung gab es Erbſchaften zu beheben im Deutſchen Reich! Dafür ſind viele Zeugniſſe vorhanden. Doch genug davon.

Mehr Aufmerkſamkeit verdient in der heutigen kritiſchen Zeit die kulturelle Rolle, die das Deutſchtum in ganz Südungarn ſpielen könnte, wenn man es richtiger behandelt hätte. Wir haben widerſpenſtige „andersſprachige“ Mitbewohner im Lande, die es nur deshalb ſind, weil ihre Volksgenoſſen als Nachbarn in ſelbſtändigen Staaten leben. Die Anziehungskraft von dort iſt ſtark, die Verlockung beſtändig. Politiſche Fanatiker, Hetzer und Spione finden hier einen natürlichen Nährboden bei ſolcher Lage. Die

Deutschen im Banat sind aber ganz anders geartet. Und sie sind vom Deutschen Reich völlig getrennt, leben zweihundert Meilen weit von ihm entfernt. Treu und fest stehen sie zu Ungarn. Es ist aber heute gar keine Frage, daß man die Anderen in Südungarn hätte neutralisieren können durch die stärkere Entwicklung des Schwabentums. Gute deutsche Mittelschulen hätten eine weit stärkere Anziehungskraft auf die Anderen gehabt als die madjarisierten Staatsschulen. Die Zahl der Madjaren war immer zu klein im Banat, um diese anderen zu madjarisieren. Die Deutschen hätten die Aufgabe besser gelöst. Aber man scheute vor dem Schlagwort der „Germanisierung" zurück. Warum? Was hätte es dem ungarischen Staat geschadet, eine größere Gruppe deutschbewußter Kulturträger, als die Sachsen in Siebenbürgen es sind, in seinem Dienst im Banat arbeiten zu lassen? Da ist etwas versäumt worden! Und der Vetter Michel bleibt dabei, daß die Regierung heute ein paar deutsche Mittelschulen im Banat sehr gern unterstützen würde, wenn es welche geben täte.

Das schöne Wort Deutschungar ist mit Unrecht angefeindet worden. Kein anderes Volk in Ungarn hat sich selber solch einen Namen gegeben, sie nennen sich Rumänen, Serben, Slowaken usw., nur wir fügen unserem Nationalcharakter den Namen des Vaterlandes hinzu, nur wir sind Deutschungarn. Mit Stolz sollen wir an diesem Namen festhalten, den Fanatikern zum Trotz, die überall Landesverrat riechen. Nichts Dümmeres gibt es auf dieser Erde, als den volksbewußten Deutschungarn einen „Pangermanen" zu nennen. Was ist das, Herr Geml? Es dürfte den Herren, die das Wort so gern im Munde führen, schwer sein, es uns zu erklären. Die geistige Gemeinschaft mit dem Hundertmillionenvolk der Deutschen wird man uns niemals nehmen

können, aber an eine ſtaatliche Gemeinſchaft mit ihm denken zu wollen, wäre Irrſinn. Nie gab es einen Mann unter uns, der an ſo etwas dachte.

Graf Andraſſy ſagte zu Pfingſten 1916 in Budapeſt: „Der Madjare muß ein Madjare ſein können, ſonſt iſt er wertlos.“ Ein herrliches Wort! Auch der Deutſche wird ein wertloſer Waſchlappen, wenn er etwas anderes ſein will, als er iſt.

Die Rettung Ungarns.

Es sind im Laufe der letzten drei Jahrhunderte wiederholt Versuche unternommen worden, Ungarn in die westlichen Kulturformen einzuschmelzen, diesen halbasiatischen Staat zu europäisieren. Aber das wollte nie gelingen. Es konnte nach der hundertsechzigjährigen Türkenzeit nicht gelingen, weil alle Voraussetzungen dazu fehlten und das Land zuerst kolonisiert werden mußte. Es konnte unter dem „absolutistischen" Regiment Bach nicht glücken, weil die Vergewaltigung gegenüber altüberkommenen Einrichtungen und Gewohnheiten eine zu krasse gewesen ist, und es konnte erst recht nicht gelingen durch das Experiment von 1867. Denn der Umfall gegen das zehn Jahre vorher Gewollte war ohne Beispiel. Dieser Kaiserschnitt durch die Gesamtmonarchie ist nur verständlich, wenn man an Königgrätz denkt und die Ratlosigkeit der österreichischen Politik gegenüber dem siegreichen Preußen. Hätte nicht ein kleiner Gegner Bismarcks (Beust) unsere Politik damals geleitet, hätte nur ein einziger Kopf vorausgesehen, daß die Stellung Österreichs auch künftig nur an der Seite Deutschlands eine gesicherte sein könne, das Experiment mit Ungarn wäre niemals unternommen worden. Die Madjaren würden sich auch mit der Hälfte der Zugeständnisse, die ihnen gemacht wurden, begnügt haben und alles wäre heute anders.

Aber das Experiment ist nun einmal gemacht worden und jetzt ist das halbe Säkulum voll, seitdem die neue Ordnung in Kraft ist. Und es ist gut, daß diese Ordnung geschaffen wurde, denn der lebendige, unwiderlegliche Beweis, daß die madjarische Adelsrepublik sich nicht europäisieren läßt, konnte auf eine andere Weise kaum erbracht werden. Seit Jahren ist schon die Erkenntnis eine allgemeine, daß

die heutigen Zustände in Ungarn unhaltbar sind, daß eine gedeihliche Zukunft sich auf die dort geltenden Grundsätze nicht aufbauen läßt. Nur ein Tor verkennt die vielen guten Eigenschaften des madjarischen Volkes, nur die nackte Mißgunst leugnet die Fortschritte, die im allgemeinen auch in Ungarn in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden. Es gibt eben mehr als zwei Millionen Deutsche in Ungarn und eine Million Juden. Und die arbeiten, die streben. Alle anderen Leute politisieren und beschäftigen sich mit dem Staat. Aber sie bemühen sich nicht um seine Verwaltung, die wohl die letzte unter den von Kulturvölkern bewohnten Gebieten ist, sie wollen nur seine Größe, seine Macht, seine sprachliche Einheit, seine mißverstandene „Unabhängigkeit". Der alte Völkerstaat Hungarn ist für sie schon ein madjarischer Nationalstaat oder er muß es werden. Das „Los von Österreich" wird in alle Gemüter gepflanzt. Was in den Schulbüchern seit Jahrzehnten zu lesen steht, nimmt diese Trennung schon vorweg, was mündlich gelehrt wird, geht weit darüber hinaus, und es wachsen dort Geschlechter heran, die Österreich nur noch als den alten Erbfeind und Unterdrücker Ungarns kennen. Die Irreführung der Jugend, die Verhetzung und Entfremdung ist eine systematische, der Bruch auf lange hinaus vorberechnet. Was die erste Generation nach 1867 nicht vermochte, das wird die dritte vielleicht vermögen. Bis dahin hat Ludwig Kossuth seine hundert Denkmäler im Lande und Rakoczi lebt ja auch noch. Bis dahin ist auch der madjarische Kleinadel, die Gentry, vollständig proletarisiert, das heißt um Grund und Boden gebracht und in die Versorgung des Staates übernommen worden. Das aber wird seine Europäisierung vollständig zunichte machen, denn dieser entwurzelte Kleinadel fühlt sich gleichwohl als Herr und er zieht mit diesem unausrottbaren Gefühl

in alle Ämter des Landes ein. In allen Komitaten, in allen Städten sind die Vermahnungen dieser Beamten, die Amtsstunden einzuhalten, eine ständige Erscheinung. Sie sind keine Diener des Staates, sie lassen sich bloß herab zu ihm. Und keiner von ihnen lernt irgend eine Landessprache, die zu kennen er gesetzlich verpflichtet wäre. Millionenvölker müssen die Sprache dieser Herren-Beamten lernen, wenn sie ihr Recht finden wollen. Die Schulen des Landes aber sind nur Sprachschulen und jeder Unterrichtsminister setzt seinen Stolz darein, immer neue Fußangeln für Schüler und Lehrer zu legen.

Grotesk ist die große Politik. Die verschiedenen Grafengruppen sind scheinbar in tötlicher Fehde. Was der Graf Tisza will und der Graf Andrassy meint und der Graf Karolyi fordert und der Graf Apponyi brandmarkt und der Graf Zichy anordnet und der Graf Desewffy bestreitet und der Graf Hadik für unwahr erklärt, damit beschäftigt sich das Land, damit speist die Presse ihre Leser Tag für Tag. Im tiefsten Grunde sind sie aber alle einer Meinung, im entscheidenden Punkte vermag auch das geschärfteste Auge einen grundsätzlichen Unterschied zwischen ihnen nicht zu entdecken. Der Graf Khuen ist über eine unbedachte Enthüllung dieses Punktes gestürzt, der Graf Tisza, der dabei mitgewirkt, erwies sich als der bessere Schauspieler und warf sich in die Bresche. Er spielte im Handumdrehen den Dynastischen und drückte als Präsident des Reichstages die Wehrvorlage durch, die lange Jahre obstruiert wurde. Dafür erhielt er, obwohl der König seit Jahren das allgemeine Wahlrecht in Ungarn forderte, als Gegengabe die Vollmacht, eine Wahlreform nach seinem Herzen durchzuführen. Und er schuf eine solche. Eine verrannte Opposition aber verhalf ihm neuerlich zur Ministerpräsidentschaft,

denn dieſe Oppoſition, deren Führer unkluger ſind als Tisza, anerkennt nichts, was dieſer ſeit dem 4. Juni 1912 als Präſident des Reichstages durchgeführt hat, der Hauptpunkt ihres Programmes lautet: „Restitutio in integrum“. Die Sorge vor heilloſen Wirren und Rückbildungen, vor dem Verſuch, die Wehrreform zu annullieren, ſie wurde die Mutter der zweiten Miniſterpräſidentſchaft des Grafen Stephan Tisza. Wie er im tiefſten Grunde denkt, das weiß „Wien“ ganz genau. Er iſt nur der Klügere, der Schlauere, er hat die Gabe zur Macht und weiß, daß man in ihrem Beſitz die wirkſamſte Oppoſition machen und dies zugleich verſchleiern kann. Daß er jetzt geſtürzt wurde, weil die andern Grafen ſich demokratiſcher geberdeten als er, wird als politiſche Poſſe enden, nicht aber mit der Demokratiſierung Ungarns, nicht mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes . . . .

Dieſes Schaukelſpiel mit einem Staat und ſeinen Völkern, wie es in Ungarn von ein paar Dutzend mächtigen Familien betrieben wird, kann unmöglich noch lange dauern. Die Völker wurden bisher gewaltſam in Unmündigkeit erhalten und die alte Dynaſtie, die ihnen nicht helfen kann, iſt aus ihren Herzen beinahe verdrängt worden. Aber dieſe Völker haben das letzte halbe Jahrhundert auch nicht verſchlafen. Sie ſind erwacht und ſehen, daß ſie keinen Anteil haben an dem Staat, der ihr Vaterland iſt, denn alle öffentlichen Stellen gehören der madjariſchen Intelligenz und im Reichstag ſind ſie, die die Mehrheit im Lande bilden, kaum vertreten. Jede ungariſche Regierung macht mit Hilfe der Banken und Gendarmen die Wahlen, die ſie will. Das iſt in ganz Europa bekannt. Es iſt aber ebenſo bekannt, daß „Wien“ auf keinen Dank rechnen kann für dieſe Auslieferung von zwölf Millionen Nationalitäten an

die acht Millionen Madjaren. Das bedarf keiner weiteren Erörterung. Die Dynastie ist heute dort mit den Madjaren, wo sie vor 1867 war, nur sind diese inzwischen unendlich größer und mächtiger gemacht worden. Die alten Verschwörerinstinkte sind dieselben geblieben, nur haben sie andere Formen der Lebensäußerung angenommen. Aber auch diese Äußerungen sind allmählich zu derartiger Unerträglichkeit gesteigert worden, daß Graf Tisza schon drei Tage nach seiner zweiten Ministerpräsidentschaft einen Gesetzentwurf vorlegen ließ zum persönlichen Schutze des Königs vor Majestätsbeleidigungen und einen solchen zum Schutze der Institution des Königstums überhaupt. Solche Notwendigkeiten sprechen für sich. Sie sind aber nur ein schlauer Schachzug in jener Politik, die alle Auguren des Landes verfolgen, denn es ändert nichts an der systematisch erzeugten Grundstimmung des Landes, wenn die Majestätsbeleidiger künftig den unzuverlässigen Geschworenengerichten entzogen und vor gelehrte Richter gestellt werden. Tatsächlich war die Ehre des ungarischen Königs Franz Joseph vogelfrei bei dem Volke, dem er den ganzen Schatz seines Vertrauens geschenkt hat. Das beweisen viele Gerichtsfälle und es erhärten es diese Gesetze*). Kein monarchischer Staat hat derartige Ausnahmsgesetze nötig für die Person des Herrschers.

Wie wäre nun dem alten, ungelösten Problem, Ungarn zu europäisieren, beizukommen? Mit einem Wort: Wie ist Ungarn zu retten? Als Karl von Lothringen nach dem Entsatz von Wien auszog, um Ungarn von den Türken zu be-

*) In Szegedin wurde vor einigen Jahren ein Journalist, der den „Kaiser" gröblich beschimpfte, von den Geschworenen freigesprochen — weil es in Ungarn keinen Kaiser gebe.

freien, da bildete ſich alsbald eine Kommiſſion in Wien, der die Beratung über die „Einrichtung“ des entvölkerten, verwüſteten Landes oblag. Kardinal Kollonitſch war ihr Vorſitzender und er überreichte dem Kaiſer als Ergebnis der Beratungen eine ſehr umfangreiche, lange geheim gehaltene Denkſchrift über die Beſiedlung des Landes mit Deutſchen. Warum mit Deutſchen? „Damit das Königreich oder wenigſtens ein großer Teil davon nach und nach germaniſiert, das hungariſche, zu Revolutionen und Unruhen geneigte Geblüt mit dem teutſchen temperiert und mithin zur beſtändigen Treue und Liebe ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte.“ Dieſe Beſiedlung wurde ja begonnen und durch ein Jahrhundert fortgeſetzt, aber ſie hätte verzehnfacht werden müſſen, um dem naiven Staatsideal dieſer Denkſchrift zu dienen. Heute haben die Madjaren den Spieß des Kardinals Kollonitſch längſt umgedreht, ſie ſtampfen vor den Augen ganz Europas die Jugend anderer Völker in die ihre ein, ſie verwildern das Geblüt der Mitbewohner des Landes, anſtatt das ihrige zu temperieren.

Wie dieſes Ungarn zu retten wäre? Es iſt für die europäiſche Kultur nur zu retten, wenn es gelingt, die übrigen, die brachliegenden Millionen-Völker Ungarns in den Dienſt des Staates zu ſtellen und die Madjaren im Wettbewerb mit ihnen zu europäiſcher Arbeit zu erziehen. Man muß die ausſchließlich der Politik lebende madjariſche Intelligenz mit feſter Hand vor ein inneres Sedan ſtellen und die Adelsherrſchaft im Lande auf ein natürliches Maß einſchränken.

Alſo ein Staatsſtreich? Gott behüte! Mit dem Abſolutismus iſt in Ungarn nichts auszurichten. Auch an den Dualismus ſoll man gar nicht rühren. Die

Staatlichkeit Ungarns ist ein alter Begriff und es liegt eine gewisse Kraftquelle in ihm. Nicht der Madjare, nur die Staatlichkeit braucht neues Blut und es müßte ein Weg gefunden werden, ihr dasselbe verfassungsmäßig (das heißt im Stile Tiszas) zuzuführen. Und dabei braucht man nicht einmal die Führerschaft der Madjaren gefährden, die Hegemonie kann ihnen bleiben, nur die Suprematie muß ihnen entwunden werden. Aber sie müßten sich künftig diese Führerschaft *verdienen* und sie müßten in der ständigen *Sorge* erhalten werden, sie nicht zu verlieren. Die Erfahrungen von drei Jahrhunderten haben die Erkenntnis gereift, daß es ein anderes Staatsrezept für Ungarn nicht gibt.

Ungarn (mit Kroatien) hat heute zwanzig Millionen Einwohner, und die Zahl der Madjaren, das heißt der sich zu ihrer Sprache Bekennenden, ist angeblich auf achteinhalb Millionen gestiegen. Die Mehrheit der Andersprachigen ging auf elfeinhalb Millionen zurück. Dieser Völkerstaat wählt 413 Abgeordnete für den Reichstag und Kroatien entsendet 46 Delegierte dahin, die aber in inneren ungarischen Angelegenheiten keine Stimme haben. Wenn man in runden Ziffern rechnet, so spricht der ungarische Staat samt Nebenländern je einer Million seiner Bewohner 23 Abgeordnete zu (obwohl die *gesamte Wählerzahl* dieses Staates bisher nur 900000 beträgt!). Auf Grund dieser Formel ist auch die kroatische Abordnung von 46 Vertretern aufgebaut. Diese Formel aber braucht bloß Anwendung zu finden auf *alle* in den Ländern der ungarischen Krone wohnenden Völker und die Lösung des ungarischen Staatsproblems ist in greifbare Nähe gerückt.

Als Kaiser Franz Joseph zum König von Ungarn gekrönt wurde, ging ein kleines Häuflein von unversöhnlichen

Koſſuthianern in das Dorfwirtshaus von Czinkota nächſt Peſt und ſchwur ſich zu, daß das, was zu dieſer Stunde in der Hauptſtadt geſchah, nie anerkannt werden ſoll. Aus jenen drei oder vier „Unabhängigen“ iſt eine Armee geworden. Die madjariſche Oppoſition geht immer nach Czinkota und ſie tagt auch jetzt im Geiſte dort. Sie wollen immer etwas anderes als Wien. So lange der König Franz Joſeph das allgemeine Wahlrecht forderte, verweigerten ſie es. Da er es dem Grafen Tisza erließ und ſich mit der Militärvorlage begnügte, warfen ſich die Oppoſitionsgrafen auf das allgemeine Wahlrecht. Und der junge Kaiſer und König nahm ſie jetzt beim Wort. Werden ſie nicht wieder nach Czinkota gehen, wenn es Ernſt wird? Lukacs und Tisza haben ja eine Wahlreform nach ihrem Herzen gemacht, aber die wollen ſie ſcheinbar nicht; ſie brauchen die Maſſen, die zu ihrem Verdruß einige Jahre im Lager des Königs waren, hinter ſich, und darum verſprechen jetzt ſie ihnen jeden Tag das allgemeine gleiche Wahlrecht. Nicht der König, nein, ſie, die Grafen, wollen das Land demokratiſieren. Die noch gar nicht in Kraft geſetzte Wahlreform Lukacs-Tisza ſoll angeblich geſtürzt werden, weil ſie viel zu wenig demokratiſch iſt. Ja freilich! Zum Schein! Die Herren hatten die „Straße“ verloren, weil der König mehr bot, jetzt ſind ſie die Meiſtbietenden, ſie haben die Straße wieder und — ſie werden ſie nach Czinkota ausbauen.

Vielleicht kommt der Augenblick bald, dieſe politiſchen Schauſpieler beim Wort zu nehmen in der Wahlrechtsfrage, denn im Grunde ihres Herzens kann keiner der Czinkotaer Grafen das wollen, was ſie predigen. Und ſind ſie noch einmal bloßgeſtellt vor dem Lande, dann wird ſich ja wohl ein zweiter General Fejervary finden, oder ein Kriſtoffy, Ungarn zu retten. Und es iſt nur zu retten nach dem

Schlüssel, der für Kroatien gilt: Jeder Million Bewohner 23 Abgeordnete! Den achteinhalb Millionen Madjaren gebühren also 196 Reichstagsmandate, den mehr als zwei Millionen Deutschen 50 Mandate, den Rumänen bei 70, den Slowaken 50, den Serben 20 Mandate. Einige andere würden sich verteilen auf kleinere Völkergruppen. Um diesen Grundsatz in seiner vollen Reinheit durchzuführen, müßten aber völkische „Kommassierungen" stattfinden, das heißt, es müßten getrennte Sprachgruppen zu einem Wahlkreise zusammengelegt werden und es hätte die gemeindeweise geheime Abstimmung stattzufinden, die jetzt verboten ist. Man weiß, daß dieses Verbot, an dem krampfhaft festgehalten wird, die Korruption durch „gesetzliche" Fuhrlöhne und Traktierungen der Wähler am fernen Wahlort zur Folge hat. Außerdem erhält die Gendarmerie dadurch ein Arbeitsfeld, das weidlich mißbraucht wird.

In dem Augenblicke, da diese einfachste, in einem Völkerstaat natürlichste und gerechteste aller Staatsformen in Ungarn verfassungsmäßig durchgeführt ist, beginnt auch die seit Jahrhunderten erwünschte Temperierung des madjarischen Geblütes. Die Madjaren würden als Volk fortan rund zweihundert Stimmen im Reichstag haben und nicht bei vierhundert, wie heute. Sie werden sich knapp an der Grenze der einfachen Mehrheit bewegen, aber diese nie überschreiten. Da sie ausgezeichnete Politiker sind, werden sie sich die Führung nicht einen Augenblick entwinden lassen, aber sie werden sie nur behaupten können durch ein Bündnis. Und es liegt nahe, daß sie sich zunächst der fünfzig Stimmen der Deutschen versichern werden, denn diese sind am willigsten, sie stehen ihnen am nächsten. Selbst Tisza bezeichnete die Deutschen als die Säulen der ungarischen Nation. (Nation als Staatsbegriff.) Und diese Stimmen dürften

auch am billigſten zu haben ſein. Eine Fülle von Macht fiele den Madjaren auch dann noch zu, aber die Deutſchen bekämen ihre völkiſche Freiheit zurück, ſie könnten als brave Ungarn, die ſie immer geweſen ſind, ihrer beſonderen Kultur leben, ſie würden ihre verlorenen tauſend deutſchen Volksſchulen wieder erhalten, ſie könnten ſich wieder Mittelſchulen bauen und eine Hochſchule fordern, ſie würden, da ſie die madjariſche Sprache ſehr gerne lernen, in allen Ämtern ſitzen und ſtändig einen Landsmannminiſter im Kabinett haben, der ihre Intereſſen wahrnimmt. In einem beſcheideneren Maße würden die anderen Völker Ungarns nachrücken und ſich jenen Anteil am Staat, der ihnen gebührt, auf parlamentariſchem Boden erkämpfen können. Eine dem Ganzen wohltuende Oppoſition hätten ſie allein darzuſtellen. Ihre Kontrolle wäre dann umſo nötiger, weil es ja getrennte madjariſche Parteien kaum mehr gäbe. All die unfruchtbaren ſtaatsrechtlichen Froſchmäuſekriege im eigenen Lager der Madjaren hätten ein Ende oder ſie würden ſich auf ein Schattenſpiel beſchränken. Der volle Ernſt, ihre Jahrhunderte alte Staatlichkeit zu behaupten, wäre für die Madjaren gekommen und er würde ſie einigen, er würde ſie vielleicht zu jener redlichen Arbeit erziehen, die die anderen Kulturvölker leiſten müſſen, wenn ſie beſtehen wollen. Sind ſie die politiſch Tüchtigeren, ſind ſie die berufenen Führer des Landes, woran ich gar nicht zweifle, dann werden ſie in dieſem Wettbwerb immer voran bleiben und all die Irrtümer vermeiden, die in Öſterreich auf ähnlichen Wegen begangen worden ſind. Die durch eine halbhundertjährige Alleinherrſchaft erfahrene Kräftigung der Madjaren nimmt ihnen niemand mehr und ſie wird auch dem zu reformierenden Ungarn nur zuſtatten kommen.

Das ist der einzige gangbare Weg zur Lösung des ungarischen Problems.

Graf Stephan Szechenyi, der „größte Ungar“, der seine Tagebücher und Memoiren bekanntlich deutsch niederschrieb, sagte einst: „An seinem Hochmut wird mein Volk zugrunde gehen.“

Ich sage: Wer die Madjaren vor sich selber rettet, der rettet Ungarn für die Monarchie und für Europa.

Inhalt:

Seite

Vorbemerkung
Ungarn 1
Ungarische Wahlen 9
Donaufahrt bis Peterwardein 16
Deutsches Leben in Ungarn 28
Ausflug nach Budapest 43
Ein deutscher Petöfi 51
Die Siebenbürger Sachsen 60
Die Heimat der Siebenbürger Sachsen 70
Maifahrt ins Banat 76
Die Schwaben 84
Ein Dokument der Banater Schwaben 103
Budapester Brief 114
Die Einheit des Deutschtums in Ungarn 121
Temeschwar 132
Ein unhöflicher Briefwechsel 140
Was der Vetter Michel dazu sagt 164
Die Rettung Ungarns 170

Adam Müller-Guttenbrunn
hat das deutsch-ungarische Problem auch in den folgenden Büchern behandelt:

Der große Schwabenzug.
Roman, 14. Tausend.

Barmherziger Kaiser!
Roman, 14. Tausend.

Joseph der Deutsche.
Roman, 13. Tausend.

Götzendämmerung.
Roman, 12. Tausend.

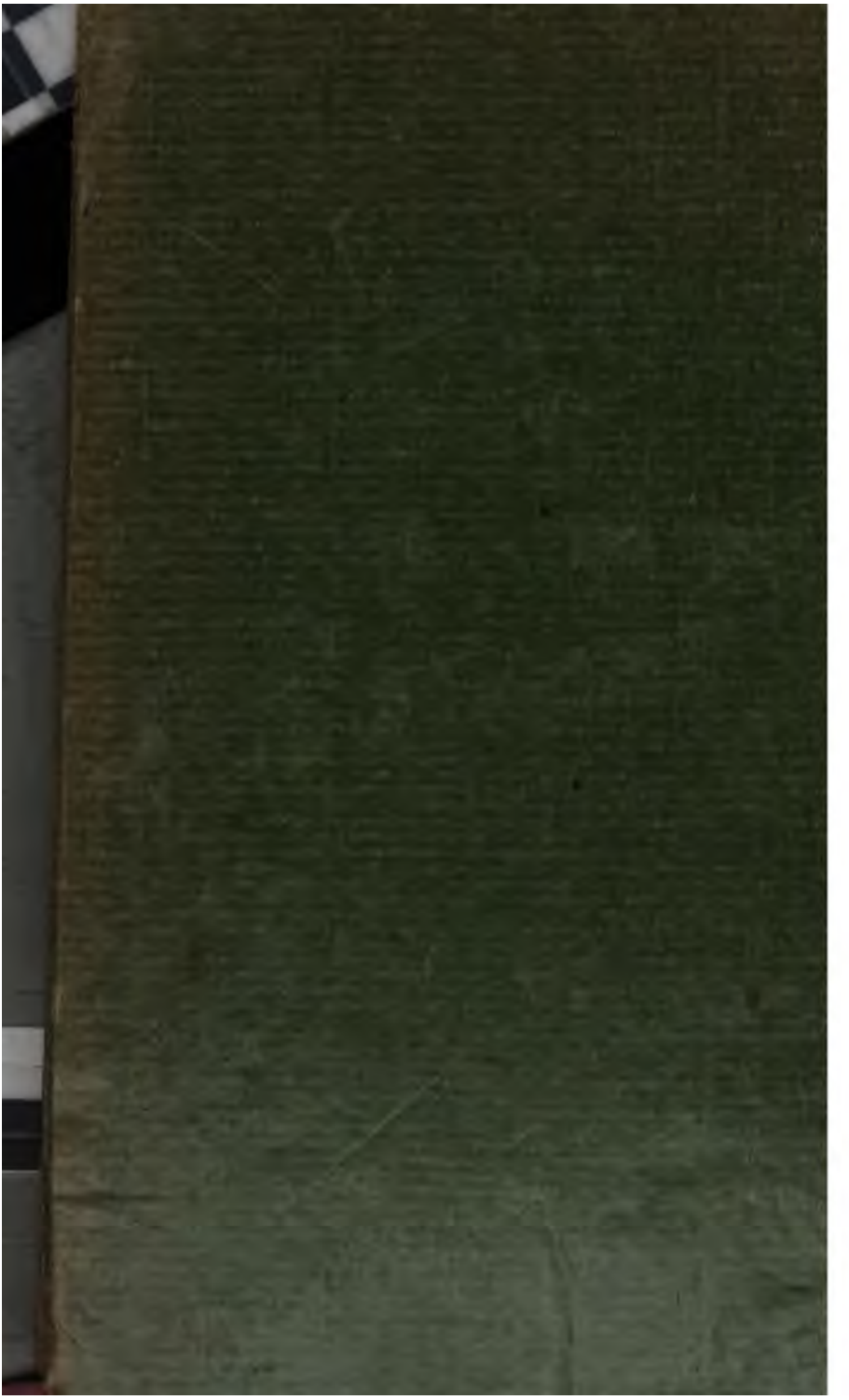
Die Glocken der Heimat.
Roman, 15. Tausend.

Der kleine Schwab'.
Erzählung, 15. Tausend.

(Verlag L. Staackmann, Leipzig.)

DB 906 .M8 C.1
Deutsche Sorgen in Ungarn
Stanford University Libraries
3 6105 037 486 904

DB
906
M8

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.